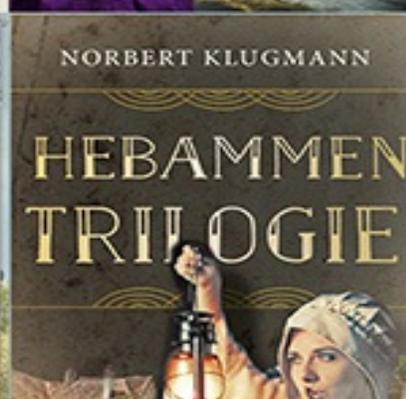
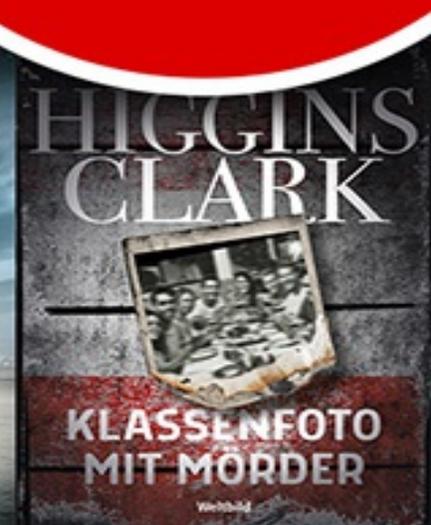


*Lese-  
proben  
2019*



Liebe Leserin,  
lieber Leser,

haben Sie Lust auf neues Lesefutter? Hier haben wir eine Auswahl von 15 **exklusiven** eBook-Leseproben für Sie zusammengestellt. Tauchen Sie ein in die vielseitigen Geschichten und überzeugen Sie sich selbst. Diese und viele weitere eBooks gibt es **nur bei Weltbild**.

eBooks sind mehr als nur Lektüre. eBooks unterhalten, bringen uns zum Weinen und Lachen, lassen uns zittern und mitfiebern, träumen und mitfühlen, entführen uns in ferne Länder und in andere Zeiten, erweitern unseren Horizont ... Jedes neue eBook ist eine neue Welt.

**Christopher Ross** gilt als Meister des romantischen Abenteuerromans und mit »**Ein Husky zum Verlieben**« startet er eine neue Alaska-Reihe. Es ist die Geschichte der jungen Tierärztin Marla, die es nach einer schlimmen Trennung in das kleine Städtchen Willow Creek verschlägt. Sie kümmert sich um Blizzard, einen verletzten Husky, der von seinem früheren Besitzer misshandelt wurde, und lernt Derek kennen, einen Mann, der sofort ihre Seele berührt. Als ein skrupelloser Husky-Killer ihren Blizzard bedroht und Dereks Verlobte in Willow Creek auftaucht, droht Marlas Welt erneut einzustürzen. In der verschneiten Bergwildnis der Alaska Range kämpft sie um das Leben ihres vierbeinigen Freundes und den Mann, den sie liebt ... Ein Roman voller Spannung und Gefühl!

**Carol Higgins Clark**, die Tochter der berühmten Krimiautorin Mary Higgins Clark, schickt in »**Klassenfoto mit Mörder**« ihre beliebte Detektivin Regan Reilly auf Spurensuche. Sie ist aus den USA zum zehnjährigen Klassentreffen ihrer College-Mitschülerinnen nach Oxford gereist. Selbst das feuchte englische Wetter kann ihre Freude nicht trüben – bis im Unterholz die Leiche von Regans ehemaliger Zimmerkameradin Athena gefunden wird. Eigentlich hätte Regan mit dem Fall nichts zu tun. Doch ihre Spürnase kann nicht widerstehen, und so begibt sie sich auf die Suche nach dem Mörder ...

Der Kanadier **Rick Mofina** spannt uns in »**Brennende Lügen**« auf die Folter mit der Geschichte um den kleinen, entführten Dylan und seine schwerverletzte Mutter Maria Colson. FBI und Polizei suchen fieberhaft nach dem kleinen Jungen. Reporter Jason Wade interessiert sich ebenfalls brennend für den Fall, weil er eine große Story wittert. Umso mehr, als er feststellt, dass es eine Verbindung gibt zwischen den Colsons und einem scheußlichen Mord an einer jungen Frau. Gemeinsam mit der Mordermittlerin Grace Garner nimmt er die Spur der Täter auf. Beide wissen, dass ihnen die Zeit davonläuft ... Auch Schriftsteller-Kollegin Kay Hooper ist von diesem Thriller begeistert: »Dieser Roman treibt die Spannung auf den Höhepunkt ... und darüber hinaus. Muss man gelesen haben.«

**Loretta Hill** führt uns in dem romantisch-turbulenten Roman »**Küssen kann man nicht**

**verlernen**« auf eine Baustelle im australischen Outback. Hier heißt es für die junge Ingenieurin Lena Todd: Raus aus den High Heels, rein in die Stahlkappenschuhe! Erst hat sie überhaupt keine Lust auf diesen Job, denn als einzige Frau unter dreihundert Männern halten sie alle erst einmal für die neue Putzfrau. Besonders schwer macht es ihr Dan Hullog, denn der gutaussehende Bauleiter treibt Lena mit seinen wichtigtuerschen Ratschlägen zur Weißglut. Doch so einfach lässt sich Lena nicht beeindrucken. Schnell zeigt sie Dan, wo der Hammer hängt – nicht nur auf der Baustelle... Roter Staub und viel Romantik – Loretta Hills Roman ist (fast) so schön wie ein Australien-Urlaub!

Wir wünschen Ihnen viel Freude mit diesen und vielen weiteren exklusiven Leseproben und freuen uns, wenn Sie die ein oder andere neue Lieblingsgeschichte für sich entdecken.

Viel Spaß beim Lesen wünscht ihnen

Ihr Weltbild-Team

# Inhaltsverzeichnis

[Mord mit Seeblick](#)

[Sterne über dunklen Wegen](#)

[Küssen kann man nicht verlernen](#)

[Die dunkle Königin](#)

[Blüenträume im Herzen](#)

[Das Haus am Strand](#)

[Klassenfoto mit Mörder \(Regan Reilly 1\)](#)

[Die Tochter des Salzhändlers/Die Nacht des Narren/Die Adler von Lübeck](#)

[Stummes Versprechen](#)

[Das Wiegenlied](#)

[Das Lied der alten Steine](#)

[Ein Husky zum Verlieben \(Willow Creek Band 1\)](#)

[Brennende Lügen](#)

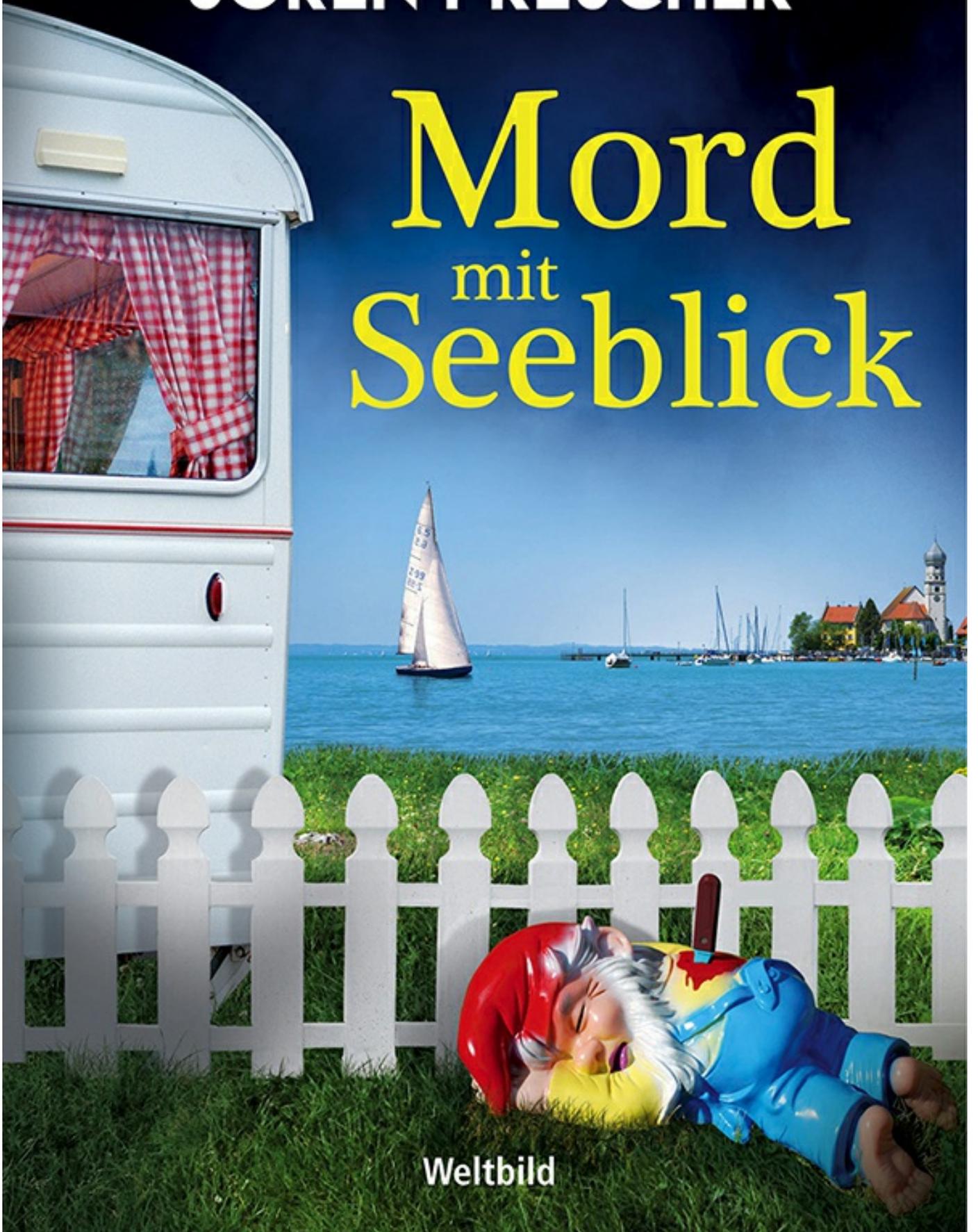
[Der dunkle Strom](#)

[Puppenjagd](#)

SILKE PORATH  
SÖREN PRESCHER

# Mord mit Seeblick

Weltbild



# Erster Tag

Horst

Hallo, Sie da auf der anderen Seite!

Ich bin in dieser Geschichte der Horst. Erstens weil ich so heiße, und zweitens, weil man mir nie so richtig zuhört. Mein Herrchen jedenfalls denkt, dass ich ein Hund bin. Ein Boxer wie jeder andere auch. Aber ich bin Horst. Und das will was heißen.

Mein Herrchen ist Schrödinger. Und Schrödinger schnarcht. Und stinkt. Nicht schön für meine feine Nase, aber ich habe keine Chance, dem Schweimief und der Bierfahne zu entgehen. Nicht hier, in diesem winzigen Wohnwagen, der sich in der Ausschreibung großartig »Villa Schwarzwald« nannte. Wir haben mit einer Art Haus im Wohnmobildesign gerechnet und sind jetzt in diesem abgewohnten Container gelandet, der hier dreisterweise als Bungalow bezeichnet wird. Ein Doppelbett, eine Sitzecke, Küche, Nasszelle, und der einzige freie Fleck, auf dem mein Körbchen stehen könnte, ist genau unter dem zugigen Fenster.

Da liege ich lieber neben Schrödinger. Jedenfalls so lange, bis er aufwacht. In einem der Nachbarwagen kreischt seit Stunden ein Baby. Nervensge. Ich hätte es ja mit Bellen versucht, aber damit hätte ich Schrödinger geweckt. Wenn der verkatert aus dem Schlaf gerissen wird, ist so eine Heulboje ein Kauknochen dagegen.

Vielleicht kriege ich ja ebenfalls noch eine Mütze Schlaf. Ich versuch es mal am Fußende. Die über acht Stunden Fahrt bis nach Friedrichshafen stecken mir irgendwie schon in den Knochen. Die ganze Zeit auf dem Rücksitz, nur zweimal raus zum Pinkeln. Ich glaub, es war irgendwo kurz hinter Böblingen, als ich ein Häufchen gemacht habe. Viel mehr habe ich von der Anreise nicht mitbekommen.

Nach dem ersten Schreck über die miese Bude sind Schrödinger und ich erst mal zum See gegangen. Der ist beinahe in der Schweiz, sagt Herrchen. Am Wasser war fast niemand mehr, und die Sonne hat sich auch schon auf dem Weg ins Körbchen gemacht. Ich bin dann gleich mal ins Wasser. Angeblich hat das Wasser Trinkwasserqualität, aber warm geht definitiv anders, viel zu frisch! Fand wahrscheinlich auch Schrödinger, der danach den Kiosk angesteuert hat. Dort sind wir kleben geblieben. Er beim Bier, ich beim Wasser – was sonst. Andere Hunde meines Formats bekommen Rinderbrühe in den Napf.

Das Spannendste unter dem Tisch waren die ausgelatschten Sandalen von Heiner. Der hat Schrödinger eine Zigarre angeboten. Dabei raucht mein Herrchen sonst nie! Aber wir sind ja im Urlaub.

Herrchen hat diesem Stinkfu erzählt, warum ich Horst heiße. Fand der so witzig, dass er gleich noch eine Lage Kirschwasser bestellt hat. Die dritte oder so. Weniger Wasser als Alkohol. Dafür in der Region gebraut.

Ihnen kann ich es ja verraten: Ich finde meinen Namen nicht lustig. Ich heiße Horst wie der Schimanski aus dem Tatort. Schrödinger steht auf den. Ich nicht so. Mir ist Fernsehen ziemlich egal, aber ich gucke halt mit. Schrödinger wäre gern Polizist geworden. Glaube

ich. Jetzt arbeitet er in einer Getränkehandlung. Da kommt er günstig an sein Feierabendbier.

Schrödinger hat aufgehört zu schnarchen und ist im Bad. Ich glaube, er kotzt.

Gut, dass Sie da sind. Dann muss ich das nicht alleine ertragen. Und es würde mir ja sowieso keiner glauben, was hier nicht alles passiert.

## Schrödinger

Schrödinger stöhnte. Lange und ausgiebig. Horst am Fußende des Bettes grunzte ungehalten. Eigentlich wollte sich Schrödinger noch mal umdrehen. Gegen den Kater anschlafen. Die Kopfschmerzen verpennen. Aber zwei Dinge drückten ihn: seine Blase und die abgenutzte Schaumstoffmatratze. Irgendwie schaffte er es, sich unter dem Laken hervorzuschälen, das angeblich eine Bettdecke sein sollte, auf die wackeligen Füße zu kommen und den Weg ins Bad zu finden. Kaum hatte er den Klodeckel hochgeklappt, meldete sein Zäpfchen Alarm. Schrödinger übergab sich.

Danach fühlte er sich zwar nicht besser, aber etwas nüchterner. Verdammter Kirsch. Das schwäbische Gesöff war eindeutig nichts für seinen Hannoveraner Magen. Dabei bestand der Schnaps angeblich aus bestem Obst. Heiner aus dem Nachbar-Wohnwagen hatte behauptet, Kirsch helfe gegen alles. Das bezweifelte Schrödinger beim Blick in den Spiegel heftig. Seine Augen waren verquollen, seine Wangen gerötet und die Geheimratsecken hatten rote Flecken. Dafür standen ihm die blonden Haare wild vom Kopf ab. Wasser. Da half nur kaltes Wasser. Reichlich davon. Immerhin funktionierte die Dusche im Mobilheim einwandfrei, und so fühlte er sich nach zehn Minuten zwar noch nicht ganz menschlich, aber immerhin bereit, Horst vor die Tür zu lassen.

»Scheiße, ist das hell!« Schrödinger kniff die Augen zusammen, kaum dass er die Tür geöffnet hatte. Warme Luft strömte ihm entgegen. Er schielte auf seine Armbanduhr. Kurz vor zwölf. So lange hatte er gar nicht schlafen wollen. Andererseits hatte er Urlaub. Und Horst hielt ja erstaunlich lange dicht. Dafür ließ es der Boxerrüde jetzt laufen. Der Hund stürmte aus dem Wohnwagen, hielt bei der ersten Tanne an, hob das Bein und pinkelte. Minutenlang. Zwischendurch schielte er mit seinen dunkelbraunen Augen zu seinem Herrchen und Schrödinger hätte schwören können, dass der Hund die platte Schnauze kraus zog und die Stirn in Falten legte. Schrödingers schlechtes Gewissen meldete sich. Er hätte dem Hund längst einen Spaziergang am Ufer gönnen müssen. Doch für Reue blieb ihm keine Zeit, denn vom nur durch einen kleinen Lattenzaun abgegrenzten Nachbargrundstück ertönte ein markerschütternder Schrei.

»Wo sind meine Schuhe?«

Heiner. Das war Heiner. Er klang nicht so freundlich wie gestern Abend.

»Weiß doch ich nicht«, blaffte eine weibliche Stimme. Das musste Brigitte sein, kombinierte Schrödinger. Heiners Gattin war am Abend nicht beim Kiosk gewesen. Sonntags hatte sie nämlich ein festes Ritual. Zu Hause in Bochum genauso wie auf Reisen gehörten erst die Lindenstraße, danach das Umlackieren der Fußnägel und anschließend der Tatort zum Programm. Davon ließ sie sich nicht abbringen, wie Heiner erzählt hatte,

auch nicht durch Erdbeben, Sturmfluten oder die Tatsache, dass manchmal um dieselbe Zeit auf einem anderen Sendeplatz irgendein richtig wichtiges Fußballspiel lief.

Allein der Gedanke an den gestrigen Abend sorgte dafür, dass Schrödinger trotz der Sommerwärme fröstelte. Grob geschätzt dürften noch etliche Promille in seiner Blutbahn kreisen. Vielleicht sollte er doch lieber auf den regionaltypischen Wein umsteigen. Schließlich säumten malerische Weinberge die Ufer des Sees. Sogar Nonnen und Mönche bauten Trauben an. Und die wurden bekanntlich ziemlich alt ...

Horst hatte die Blase geleert und trottete zu seinem Herrchen. Die Zunge hing dem Hund wie eine rote Krawatte aus dem Maul. Mit einem Geräusch, das wie das Ablassen von Luft aus einem Ballon klang, ließ sich der Boxer in den Schatten unter dem Wohnmobil fallen. Das blassfahle Fell sah im Schatten fast beige aus. Schrödinger gähnte. Die gestrige Anreise steckte ihm auch noch in den Knochen. Er war bewusst erst am Sonntag gefahren und hatte in Kauf genommen, den eigentlichen Anreisetag Samstag für umsonst zu bezahlen. Er hatte nun mal keine Lust, als einer von Millionen in der Blechlawine aus Urlaubern im Stau zu stehen. Wie er dann gestern schon gemerkt hatte, hatten die Camper um ihn herum mindestens einen Tag, wenn nicht gar eine oder zwei Wochen Vorsprung, was das Gewöhnen an das hiesige Starkbier, den Trollinger oder eben den vermaledeiten Kirsch anging. Heiner lag sogar vier Wochen vor Schrödinger. Als Rentner flüchteten er und Brigitte jeden Sommer acht Wochen aus dem Pott. Letztes Jahr Adria, davor Algarve, in diesem Sommer mal wieder Bodensee.

»Man muss ja was sehen von der Welt«, hatte Heiner zwischen zwei kräftigen Zügen aus der Zigarre erklärt. Immer wieder hatte er Leuten zugewinkt, die auf dem Weg in die Waschküchen oder zu den Toiletten beim Kiosk vorbeikamen. Heiner kannte sie alle, hatte Schrödinger den Eindruck. Und fragte sich, ob es wirklich so eine gute Idee gewesen war, ausgerechnet auf einen Campingplatz zu fahren. Die Kollegen hatten allesamt geschwärmt, und für Horst sei alles auch ganz prima, hatten sie versichert. Hund und Hotel war erstens schwer zu kombinieren und zweitens quasi unbezahlbar. Ob Horst tatsächlich seinen Spaß hatte, bezweifelte Herrchen an diesem ersten Morgen ernsthaft. Der Boxer japste wie eine alte Heizung, und die Begeisterung, mit der andere Köter ins frische Wasser sprangen und Wellen jagten, war bei Horst einem entsetzten Bellen und sofortiger Flucht gewichen. Dabei ließ der Hund in Hannover kaum eine Pfütze aus und sah dem altersschwachen Dackel einer ebenso altersschwachen Rentnerin vom Wasser aus mit hochgezogenen Augenbrauen zu, wenn dieser sich strikt weigerte, in die eiskalten Fluten eines winzigen Rinnsals zu springen, das so klein war, dass es nicht mal einen Namen hatte.

»Dann hat die wer geklaut.« Heiners wutentbranntes Grummeln brachte Schrödinger zurück ins Hier und Jetzt. »Erst das Radio, dann der Grill und jetzt die Schuhe. Sauerei, verdammt!« Schrödinger horchte auf. Von verschwundenen Sachen hatte Heiner gestern nichts erzählt. Er sah sich um. Sein Strandstuhl mit Rollen, die Bastmatte und das Handtuch waren noch da. Und Horsts Napf. Ohne den würde der Hund nie und nimmer das Haus verlassen. Horst war der verfressenste Hund, der Schrödinger jemals begegnet war. Für ein Leckerli oder eine halbe Scheibe Wurst tat der Boxerrüde quasi alles.

»Wer soll denn deine ollen Schlappen mopsen?« Brigitte hatte eine für eine Frau

ziemlich tiefe Stimme. Schrödinger stand auf und sah, was der Grund für das Reibeisen-Sprachorgan war. Wie ihr Mann nuckelte auch sie an einer fetten Zigarre.

»Morgen!«, machte Schrödinger sich bemerkbar und winkte über den Zaun.

»Morgen ist gut. Mittag ist durch, alter Suffkopp!« Heiner stapfte zu ihm. Barfuß. Dabei machte er kleine Trippelschritte auf dem sandigen Boden, den die Sonne vermutlich kräftig aufgeheizt hatte. Der lange Sommer hatte das Gras vertrocknen lassen. Erst auf einem Schattenfleck beim Zaun blieb er stehen.

»Das ist Brigitte«, sagte Heiner mit großer Geste und sichtlichem Besitzerstolz. Schrödinger wäre vermutlich auch stolz gewesen, wenn er eine solche Brigitte an seiner Seite gehabt hätte. Großer Vorbau, große Lippen, große Augen. Die großen Wickler in den blonden Haaren ignorierte er, die passten nicht ganz zum Bild.

»Ah, du bist der Neue«, winkte Brigitte. »Hat der Heiner dich gestern mit Kirsch abgefüllt, was?« Sie lachte schallend und hielt die Zigarre dabei wie eine Filmdiva aus den 1930ern elegant abgespreizt.

»Du bist ja ein ganz ein Süßer!« Brigitte legte die Zigarre in den Ascher auf dem Campingtisch und kam zum Zaun. Schrödinger wurde rot. Er hatte zwar gehört, dass beim Camping so manche Barriere zwischen den Menschen schneller fiel als im Ritz Carlton, aber so schnell? In seinen Lenden zuckte es leicht. Dann zuckte er zusammen, als Horst hinter ihm wie wild zu kläffen anfing. Es klang eifersüchtig.

»Na, mein Süßer, komm mal zur Brigitte.« Sie beugte sich über den Zaun, wobei ihr Busen aus dem orangefarbenen Bikini zu fallen drohte.

»Ach, der Hund«, sagte Schrödinger lahm. Horst sprang auf die Hinterpfoten, legte die Vorderbeine über den Zaun und kläffte.

»Der tut nichts«, sagte Schrödinger automatisch. Tat Horst wirklich nicht. Der war quasi ein Schoßhund im falschen Körper. Der Boxer wusste nicht, wie groß und schwer er war, was seinem Herrchen schon manchmal den Atem geraubt hatte, buchstäblich. Horst stand darauf, sich auf sein Herrchen zu stellen oder zu legen, kaum hatte dieser die gemütliche Feierabendposition auf den Sofa eingenommen.

»Darf ich?«, fragte Brigitte und streckte, ohne die Antwort abzuwarten, die Hand aus. Horst verstummte augenblicklich und gab sich ihrem Kraulen hinter den Ohren hin. Der Hund verdrehte genussvoll die Augen. Sein Herrchen konnte es ihm nicht verdenken.

»Die Frau weiß, wie man Männer anfassen muss«, grinste Heiner. Und wurde gleich darauf wieder ernst. »Aber wo meine Schuhe sind, weiß sie auch nicht.«

Wie aufs Stichwort verließ Horst seine aufrechte Position und schnupperte unter dem Zaun durch. Schrödinger konnte sich gut vorstellen, wie es aus Richtung Heiners Zehen roch. Nach Münsterkäse vermutlich.

»Wer stiehlt denn Schuhe?«, fragte Schrödinger. »Ich meine, hat doch jeder welche.«

»Was weiß ich? Kleptomane. Hier ist so einiges weggekommen in den letzten Tagen.«

»Stimmt«, pflichtete Brigitte bei. »So was hab ich noch nie erlebt. Geht beim Campen gar nicht.« Sie setzte ein Gesicht auf, das gut zur Vorstandsvorsitzenden einer Schrebergartenkolonie gepasst hätte. Und so viel anders als in einer Laubenkolonie ging es beim Campen ja auch nicht zu, dachte Schrödinger. Beim Einchecken jedenfalls hatte er ein regelrechtes Heft mit Benimmregeln bekommen. Wann Mittagsruhe war (jetzt zum

Beispiel), wann und wo gegrillt werden durfte, wer wann wo und was. Alles war exakt geregelt und durchgetaktet. Vermutlich bestanden die weitgehend deutschen Urlauber darauf.

»Vielleicht hat ein Hund ...« Schrödinger brach ab. Nicht, dass er noch den Verdacht auf Horst lenkte. Der hatte zwar ein Alibi (ihn), aber ob das gelten würde?

»Quatsch, was will denn ein Hund mit einem Grill?« Heiner lachte. Gut damit war Horst aus dem Schneider. Als hätte der Boxer das gemerkt, gab er das Schnüffeln auf und verschwand hinter dem Wohnwagen. Schrödinger wusste, was Horst machte. Einen Haufen nämlich. Er tat aber möglichst unbeteiligt, denn Kacken auf dem Gelände war laut Regelwerk sowohl für Zwei- als auch für Vierbeiner absolut verboten. Er würde das Geschäft nachher wegräumen. Und er war stolz auf seinen Köter. Denn der kam prompt mit einem für Eingeweihte erleichterten, für Ahnungslose aber völlig harmlosen Blick hinter dem Wagen hervor und wedelte mit schief gelegtem Köpfchen unschuldig mit dem Schwanz.

»Hallo, Heiner!« Aus dem Wagen links neben Schrödingers Parzelle kletterte eine Mittdreißigerin und zupfte sich den knappen Bikinislip zurecht. Gleich darauf folgte ein Mann, dessen behaarter Bauch über seine Badehose schwappte.

»Na, war's schön?« Schrödinger entging der frotzelnde Tonfall nicht. Die Frau bekam rote Wangen, der Mann grinste. Dann kamen sie zu dem Trio am Zaun und streckten Schrödinger als Neuankömmling nacheinander die Hände hin. Sie stellten sich als Marius und »Steffi mit ff« vor und verabschiedeten sich sofort wieder. Man sehe sich ja sowieso, aber nun müssten die Töchter in der Kinderbetreuung abgeholt werden.

So wie das Pärchen verschwunden war, sagte Schrödinger: »Nach einer Siesta sah das nicht aus.« Er zwinkerte verschwörerisch. Brigitte und Heiner lachten los.

»Nee, das geht so die ganze Zeit. Aber na ja, ist ja Urlaub.«

Schrödinger seufzte. Was Marius hatte, musste bei ihm wohl warten. Bis nach dem Urlaub. Oder gar länger. Seit der Trennung von seiner viel zu blonden Exfrau hatte er nur einmal eine Frau mit zu sich nach Hause genommen. Für genau eine Nacht. Denn nach Abklingen der Hormone und des Alkoholspiegels hatte er entsetzt festgestellt, dass seine Flamme die sechzig längst überschritten haben musste. Er verfluchte bis heute das schummerige Licht in der Kneipe.

»Noch mal zum Grill«, wechselte er das Thema. »Also wenn so was verschwindet, kann ich dann meine Sachen überhaupt stehen lassen?«

»Ja, eigentlich schon«, sinnierte Heiner. »Nur halt eben jetzt nicht.« Eine kryptische Antwort war auch eine Antwort, brachte Schrödinger aber nicht weiter. Er zuckte mit den Schultern. War ja im Prinzip nicht schlimm, wenn was wegkam, Reichtümer hatte er ohnehin keine dabei. Geschweige denn besaß er welche.

Schrödinger beschloss, mit Horst zum Kiosk zu gehen, auf eine Brezel und zwei, drei Cappuccinos. Danach wollte er noch einmal zum Strand. Vielleicht würde der Hund ja doch einen zweiten Versuch wagen und den See ausprobieren. Was in Hannover funktionierte, müsste doch auch hier am See trotz enorm größerer Wassermengen klappen. Er verabschiedete sich von seinen Nachbarn, die sich – tatsächlich!, wie sie betonten – zu einer kleinen Siesta zurückzogen, und schlenderte die gepflegten Wege

zwischen den Campingparzellen entlang. Die Tannen und Obstbäume spendeten angenehmen Schatten, und zum ersten Mal seit seiner Ankunft beschlich ihn das Gefühl, nun doch tatsächlich im Urlaub zu sein. Auch Horst schien Gefallen an dem kleinen Spaziergang zu finden. Der Hund trippelte beschwingt neben seinem Herrchen her und schnupperte hier und dort ausgiebig.

Die beiden folgten den Wegen in Richtung des Hauptplatzes im Zentrum der Anlage. Je weiter sie kamen, desto schicker, neuer und sicher auch teurer wurden die Behausungen. Da standen riesige Campingzelte, frisch renovierte Bungalows und zweistöckige Reihenhäuschen, gegen die sein Kabuff wie ein Relikt aus den 1970ern wirkte, was es vermutlich auch war. Horst nahm Witterung auf, schnupperte und hob sein Bein. Da Mittagspause war, konnte Schrödinger das durchgehen lassen, denn die wenigen Leute, die sich nicht in den schattigen Unterkünften aufhielten, dösten alle vor sich hin.

Der Hauptplatz lag verlassen da. Neben dem in einem Container untergebrachten Büro, das Rezeption, Beschwerdestelle und Hausmeisterposten in einem war, gab es ein kleines Bistro und einen Kiosk, in dem sich die Camper mit dem Nötigsten von Dosenravioli bis hin zu frischen Brötchen am Morgen versorgen konnten. Der Tante-Emma-Laden bot Luftmatratzen, Kescher und anderen Strandkokolores feil, den es im nahe gelegenen Supermarkt sicher für einen Bruchteil des Geldes gab. Alles war geschlossen und würde erst am Abend von den Strandgängern wieder geentert werden. Genauso wie die in einem kleinen Atrium aus Betonklötzen angelegte Bühne, auf der es laut Aushang heute Abend Mini-Disco und danach eine »Big Show mit unseren Animatoren« geben würde. Für ersteres war Schrödinger zu alt, für zweiteres fühlte er sich zu jung. Wenn er Animation wollte, würde er eine Kreuzfahrt machen. Auf der Mosel oder Spree. In zwanzig Jahren oder so.

Sein Ziel lag am Ende des Platzes, halb verborgen hinter einer Mauer aus Kunststein. Am Kiosk angekommen, kaufte er sich gleich fünf Postkarten, die verschiedene Motive vom Bodensee zeigten. Die Alpen inklusive, außerdem viele Segelboote und Konstanzer Konzil. Er hatte zwar keine Ahnung, wem er eine Karte schicken könnte, aber zum Urlaub gehörte das schließlich dazu. Als Thierry (ein Schweizer, wie man unschwer am kehligen Akzent hören konnte), der gestern schon bedient hatte, einen dampfenden Kaffee und ein Stück Käsekuchen vor ihm abstellte, lächelte Schrödinger. Die Hälfte des Gebäcks ließ er für Horst unter den Tisch fallen. Der Kuchen verschwand im Ganzen im Maul des Boxers. In die andere Hälfte biss er selbst. Und hätte vor Wonne beinahe gegrunzt. Es war Urlaub. Er bestellte bei Thierry ein zweites Stück Gebäck und kaute genüsslich.

Seine Entspannung wurde jäh unterbrochen, als sich eine Frau an den Nebentisch setzte. Nein, das war keine Frau. Das war eine Erscheinung. Eine Göttin. Eine Diva im kurzen weißen Kleid. Beinahe hätte er sich verschluckt, als sie die gebräunten und völlig haarlosen Beine übereinanderschlug. Selbst Horst unter dem Tisch hob seinen kantigen Schädel und schielte zwischen den Stuhlbeinen hervor. Sie würdigte ihn keines Blickes und bewegte sich erst wieder, als Thierry – Kellner, Verkäufer und Rezeptionist in Personalunion – ihren Tisch erreichte.

»Merde la vache!«, war das erste, was die Schöne sagte. Und das klang gar nicht schön. Schrödingers Französisch war irgendwann in der achten Klasse auf Eis gelandet



»Vor eine albe Stunde. Am Morgen war noch alles da.«

»Merkwürdig. Meinst du, hier geht der Klau um?«

Mirabelle verneinte, bedankte sich bei Thierry für den Kaffee und begann zu strahlen, als Horst sich erhob, gähnte und zu seinem Herrchen trottete. Sie ließ die rot lackierten Fingernägel um die Hundeohren kreisen und knetete Horst am Nacken. Zum ersten Mal im Leben war Schrödinger eifersüchtig auf seinen Hund. So verzückt hatte Horst nicht mal bei der Massage von Brigitte ausgesehen.

»Isch suche nachher nochmal«, beschied Mirabelle. »Ich bin eine kleine Schüssel, vielleicht habe ich es nur verlegt.«

»Möglich«, hoffte Schrödinger und wollte schon anbieten, bei der Suche nach dem Schmuckstück zu helfen. Traute sich dann aber doch nicht und fragte stattdessen, woher Mirabelle denn so gut Deutsch konnte.

»Isch abe in Berlin studiert«, erklärte sie. »Literatür.«

Oh. Schrödinger sagte jetzt lieber gar nichts mehr. Die Frau war nicht nur wunderschön, sondern auch blitzgescheit. Und er hegte einen gewissen Groll gegen Bücher, seit er in der Schule zum Lesen verdonnert worden war. Iphigenie im Taunus oder so. Nicht mal an den Titel konnte und wollte er sich erinnern. Musste er jetzt aber auch nicht. Denn hier war Sommer. Hier war Urlaub. Hier war Camping und in Feinripp und Badelatschen waren Doktoren und Monteure gleich.

Mirabelle holte eine Gauloises aus der Schachtel und zündete sie an. Dann pustete sie den herben Rauch in Schrödingers Gesicht. Dem wurde ganz flau. Was nicht vom blauen Dunst kam.

## Horst

Schrödinger stinkt. Wie ein Iltis, der in einen Parfümladen gefallen ist. Und das nur wegen dieser Mirabelle. Von wegen Urlaub mit Hund und See und Wandern und so. Seit wir vom Kiosk zurückgekommen sind, hat er nicht viel mehr gemacht, als zu duschen, sich zu parfümieren und sämtliche T-Shirts anzuprobieren. Alle! Angezogen hat er dann doch das, was er als erstes schon am Leib hatte. Versteh einer die Menschen.

Vom Bodensee habe ich heute nichts gesehen. Dabei hat mir meine Nase eindeutig gesagt, dass sich ein Abstecher in diese Richtung lohnen könnte. Da muss ein läufiges Weibchen unterwegs sein. Ich tippe auf Pudel. Eigentlich steh ich ja nicht so auf Locken. Aber wenn Madame fein duftet ... Für so was hat Schrödinger keine Nase. Und kein Verständnis. Nur wenn er läufig wird, dann muss ich das verstehen. Und schön brav sein und so. Als er das letzte Mal ein Weibchen angeschleppt hat, durfte ich nicht mal mit im Bett schlafen. Wollte ich dann aber auch nicht, weil die noch schlimmer nach Parfüm gestunken hat als Schrödinger jetzt.

Er hat also ein Date. Will mit dieser Mirabelle nach Konstanz fahren. Promenade und so. Ich kann ja nur hoffen, dass da ein paar schicke Hündinnen unterwegs sind. Oder dass ich wenigstens ein eigenes Steak bekomme. Das glaube ich allerdings nicht, weil die beiden in ein Fischrestaurant am Segelhafen gehen wollen. Ich hasse Fisch. Bin doch

keine Katze!

## Schrödinger

Dass um ihn herum Hunderte Menschen saßen, quatschten, tranken und aßen oder einfach nur an der Promenade und den schicken weißen Segelbooten entlangflanierten, bekam Schrödinger kaum mit. Seit er Mirabelle um kurz nach acht an der Pforte getroffen hatte und die beiden die Innenstadt von Konstanz angesteuert hatten, hatte bei ihm etwas anderes die Steuerung übernommen. Archaisch. Hormonell. Männlich.

Schrödinger schwebte. Einzig der stinkende Furz, den Horst auf der Fahrt vom Campingplatz nach Konstanz im Kofferraum hatte fahren lassen, hatte seine Laune für einen Moment getrübt. Zum Glück waren alle vier Fenster offen, und so hatte Mirabelle nicht mal mit der Stupsnase gezuckt, als der schwefelige Geruch nach vorne gewandert war. Ein Blick in den Rückspiegel, wo er einen mit trotzig vorgerecktem Kinn dasitzenden Horst sah, ließ ihn ahnen, dass der Hund absichtlich einen heftigen Pups produziert hatte. Horst tat so etwas manchmal. Und sah danach immer sehr befriedigt aus.

Die Parkplatzsuche war erstaunlich einfach verlaufen, weil direkt in der Straße über dem Hafen just in dem Moment, als Schrödinger ankam, ein Familienvan ausparkte. Er hatte schon befürchtet, seine mangelnden Parkkenntnisse bei den viel zu kleinen Buchten anwenden zu müssen. Eine neue Stoßstange konnte und wollte er sich aber nicht leisten.

Die Entscheidung, in welchem Restaurant sie essen wollten, hatte Mirabelle getroffen. Nach einem Blick auf die auf einer Staffelei ausgestellte Karte hatte sie sich für ein Restaurant direkt am Hafen entschieden. Rechts von Schrödinger schaukelten die Schiffe, ihm gegenüber Mirabelles Busen, und in seinen Innereien schwankte alles. Was nicht am sogenannten Hugo lag, den die beiden als Aperitif gewählt hatten. Das Lokal lag eingeklemmt zwischen zwei Läden in einer malerischen alten Fabrik, vielleicht war es auch eine alte Hafenanlage, Schrödinger interessierte das im Moment herzlich wenig. Der eine Laden bot (in seinen Augen) Krimskrams feil, der andere überteuerte biologische Mode. Mirabelle schielte immer mal wieder zu einer Schaufensterpuppe, die ein schneeweißes Kleid mit Matrosenkragen zur Schau stellte. Schrödinger überschlug sein Budget und beschloss, es zu kaufen, sollte der Preis im zweistelligen Bereich liegen. Sie würde hinreißend darin aussehen. Zuerst aber hieß es, den Abend ohne Unfälle am Tisch oder darunter in Horsts Bereich zu überstehen. Wenn er nervös war, zitterten seine Hände, und es wäre ihm schon peinlich, wenn er den Meeresfrüchte-Cocktail auf der Tischdecke verteilen würde.

Mirabelle kannte solche Gedanken offenbar nicht. Sie zerbröselte gutgelaunt die Baguette-Beilage und plauderte drauflos. Schrödinger lauschte fasziniert, bekam aber wegen des charmanten Akzents nicht alles mit. Außerdem wehte unter dem Tisch immer wieder ein trotziger Hundepups her, und er war froh, dass Horst mit der Schnauze halb auf Mirabelles nackten Füßen in den goldenen Sandalen lag und ihm den Hintern zustreckte.

Zwischen mit Lachs gefüllten Maultaschen, Bodensee-Felchen an jungen Kartoffeln und

dem abschließenden Kaffee erfuhr er, dass Mirabelle seit ihrer Kindheit in der Gegend Ferien machte. Erst natürlich mit der ganzen Familie. Nach der Scheidung der Eltern dann nur noch mit ihrer Mutter. Wobei die Dauer des Aufenthalts immer davon abhing, ob Maman im Casino auf die richtigen Zahlen setzte oder die Reisekasse verspielte. Anders als Genf oder Zürich galt Konstanz bei den Schweizern und Franzosen kurioserweise schon immer als bezahlbarer Ferienort. Zwar gab es auch hier entlang der Promenade üppige Villen, doch wurde das pittoreske Bild immer wieder von futuristischen Betonkuben unterbrochen, bei denen sich offensichtlich die Architekten in den 1960er Jahren ausgetobt hatten. Mit falschem Geschmack, wie Schrödinger fand.

Mirabelle erzählte von ihrer Kindheit in den Alpen. Dem Studium in Berlin und von ihrem Job als überqualifizierte Verkäuferin in einem Buchladen, den sie vor wenigen Wochen verloren hatte. »Niemand braucht mehr Buchhandlungen«, seufzte sie. »Alle kaufen nur noch in die Internöht.«

»Ich lese ja nicht so viel«, gab Schrödinger zu. »Aber wenn ich mal Lust habe, dann geh ich in einen Laden.« Was stimmte, denn er kannte sich mit Literatur überhaupt nicht aus und entschied sich meistens für ein Buch, dessen Umschlag ihm gefiel. So war er schon zu Krimis, Gedichtbänden und Reiseschilderungen gekommen, hatte aber auch einige Liebesromane im Regal stehen. Die er freilich nicht gelesen hatte.

»Isch finde schon wieder eine Jöb«, sagte Mirabelle und nickte heftig, als wollte sie sich selbst bestätigen. »Eigentlich kann ich mir die Urlaub gar nischt leisten, aber es war schon gebücht.«

»Vielleicht sollte das so sein«, sagte Schrödinger kryptisch und stupste Horst unter dem Tisch mit dem Zeh an. Der Boxer hatte eben wieder schlechte Luft abgelassen. Mirabelle rührte in ihrer Tasse und schwieg.

Schrödinger rülpste leise. Der Kellner kam, stellte eine Untertasse mit der Rechnung vor ihm ab und bedachte ihn mit jenem herablassenden Blick, den nur gelernte Fachkräfte drauf haben. Schrödinger vermutete: je mieser gelaunt der Ober, desto besser das Essen. Wahrscheinlich lernte das Servicepersonal schon in der Berufsschule, wie man Gäste möglichst unhöflich bedient. Mirabelle entschuldigte sich (»Isch muss auf die Toilette«). Horst quittierte das Verschwinden seines Kopfkissens mit einem unwilligen Brummen und einem Pups. Sein Herrchen hielt die Luft an. Wegen des Gestanks und wegen der dreistelligen Rechnung. Warum hatte er denn nicht auf den Preis der Weinflasche geachtet? Ja, es war ein edler Tropfen aus Hagnau, aber trotzdem. Er fühlte sich abgezockt. Und ärgerte sich über sich selbst, hatte ihm doch Heiner extra noch den Tipp gegeben, im Restaurant stets nur Hauswein zu ordern. Zu spät. Er blätterte zwei braune und einen blauen Schein auf den Teller und stand auf. Horst streckte sich und wedelte mit dem Schwanz, als Mirabelle wiederkam. Sie hakte sich bei Schrödinger unter, was ihm alles andere als unangenehm war. Während sie die Schaufensterpuppe passierten, meinte er, sie leise seufzen zu hören. Beinahe hätte er zugeschlagen. Aber erstens war das Preisschild tatsächlich hoch dreistellig, und zweitens reichte sein Bargeld gerade noch für ein Eis.

Das Trio reihte sich in die Menge der anderen Spaziergänger ein und ließ sich treiben. Dann und wann blieben sie stehen, wenn der Hund eine besonders interessante

Schnüffelstelle entdeckt hatte. Sie kamen an weiteren Boutiquen vorbei, die selbst am späten Abend noch geöffnet hatten. Ein Karussell, das aussah wie aus Urgroßmutterns Zeiten, lockte Kinderscharen an. Sie ließen einen Platz hinter sich, durchquerten einen kleinen Park beim Konzil und kamen zu einem kleinen Bootsanleger. Die Schiffe hier sahen nicht mehr ganz so protzig aus wie jene an der Marina. Auf den Betonstufen, die hinunter zum Wasser führten, saßen überall Menschen und lauschten dem Duo, das auf der kleinen Bühne spielte.

»Die singen Jacques Brel!« Mirabelle strahlte. Sie kannte offensichtlich die Chansons des einstigen Stars der französischen Musik und stimmte in den Gesang mit ein. Verstummte aber plötzlich und starrte nach links. Schrödinger folgte ihrem Blick. War das Thierry, der sich da wenig sanft einen Weg durch das Publikum bahnte? Der schwarzhäufige, hagere Mann mit dem dunklen Teint kam ihm jedenfalls bekannt vor, war jedoch so schnell verschwunden, dass er ihn nicht zuordnen konnte.

»Ich bin müde«, sagte Mirabelle unvermittelt.

»Es ist doch gerade erst zehn«, protestierte Schrödinger.

»Bitte, lass uns fahren.« Mirabelles Akzent klang auf einmal gar nicht mehr so französisch. Dafür machte sie Kulleraugen, denen er nur schwer widerstehen konnte.

O Mann.

Just in diesem Moment ließ Horst wieder einen fahren. Ging an Ort und Stelle zwischen einem Senior und einem Kleinkind in die Hocke und entledigte sich all dessen, was ihn den ganzen Abend schon so aufgebläht hatte.

# Zweiter Tag

## Horst

Schrödinger schwankt. Und zwar ziemlich. Gut, dass Heiner ihn festhält. Die beiden markieren gerade gemeinsam die eingetopfte struppige Palme an der Kreuzung, von wo aus es entweder in unseren Wohnwagen oder doch noch zum kleinen Pool geht. Ich setze meine Marke gegen den Feuerlöscher. Auf drei Beinen. Das sieht einfach eleganter aus als die Zweibeiner in Schiefelage.

Schrödinger hat mich übrigens angelogen. Er hat behauptet, am Bodensee seien Hunde stets willkommen. Von wegen. Ein kleiner Haufen auf der Straße, und schon bricht die Revolution aus. Wir haben vorhin mehr Schimpfwörter gehört, als im Lexikon stehen. Dabei habe ich extra aufgepasst, dass ich nicht auf die Kuschedecke von dem Kind kacke. Nabja, Schrödinger hat sich irgendwo eine Tüte besorgt und mein Geschäft bestmöglich aufgeräumt (ist schließlich sein Job). Was wohl nicht so einfach war. Ich vertrage offensichtlich keinen Käsekuchen. Der macht Durchfall. Mirabelle hat die ganze Zeit so getan, als würde sie uns nicht kennen. Erst beim Auto hat sie dann wieder gesprochen. Aber nur einen Satz: »Ich bin müde.«

Bin ich auch und wollte eigentlich neben Schrödinger auf die Schaumstoffmatratze kriechen. Doch der ist dann mit Heiner zum Kiosk gegangen. Da musste ich wohl oder übel mit. Jetzt ist Schrödinger übel, und ich hab Durst. Der Typ von gestern hatte mir immerhin noch einen Wassernapf hingestellt. Das Mädels, das heute Dienst hatte, hat scheinbar Angst vor Hunden. Jedenfalls hat diese Zicke so getan, als ob ich gar nicht da wäre. Hätte ich gewusst, wie blöd die ist, dann hätte ich vielleicht doch erst auf dem Campingplatz gekackt. Und zwar direkt vor dem Kiosk. Anders kapieren die Menschen manchmal nicht, was Hunde von ihnen halten.

## Schrödinger

»Wie kommst du darauf, dass ausgerechnet die das gewesen sein sollen?« Schrödinger ließ sich neben Heiner in den nachtfuchten Sand plumpsen. Der war aufgeschüttet, klar, der See hätte sonst nur Kies zu bieten. Eine gelbliche Laterne spendete Licht. Die kühle Brise vom Wasser her tat ihm gut und lüftete sein Gehirn so weit, dass er zwar nicht stocknüchtern, aber immerhin wieder soweit normal war, dass er Heiners Ausführungen folgen konnte. Der Faden war ihm vorhin irgendwo zwischen dem zweiten Kirsch und dem dritten Bier abhanden bekommen. Jetzt hielten sich beide an einer Literflasche Orangenlimo fest. Horst rollte sich in einer Sandkuhle zusammen und schnarchte vor sich hin. Die Plattschnauze hatte er zwischen den Vorderläufen vergraben.

»Wer denn sonst?« Heiner zog die Nase hoch. Von der nächtlichen Luft bekam er immer einen, wie Brigitte sagte, reinigenden Schnupfen. »Die sind doch alle nicht

erzogen.«

»Na ja.« Schrödinger fand zwar auch, dass die fünf Jugendlichen aus Osnabrück, deren Bungalow einen Weg weiter als seiner stand, nicht gerade mit dem Knigge in der Wiege aufgewachsen waren, aber Diebe? »Die machen halt Party. Macht man so in dem Alter.«

»Hab ich ja nichts dagegen. Aber vorgestern war da noch kein Kugelgrill vor der Terrasse.«

»Ist aber nicht dein Grill, hast du gesagt.«

»Nee. Isser nicht. Aber könnte er sein. Weil der, den die haben, sieht gebraucht aus.«

»Vielleicht haben die den auch erst heute ausgeladen?«

»Pfff. Das glaubst du doch selber nicht. Schau sie dir doch an. Lichtscheues Gesindel, durch die Bank durch. Zwei haben bunt gefärbte Haare wie die Punker vor den Bahnhofshallen. Und was machen die da? Betteln und klauen!«

»Eine wirklich bestechende Logik«, bescheinigte Schrödinger. »Guck dir doch mal den Wagen an, mit dem die da sind. Allein der Dachkoffer ist fast so groß wie das Loch, in dem ich hier hause. Die haben Betteln und Klauen gar nicht nötig.«

»Sag das nicht so vorschnell. Der ach so tolle bayerische Geländewagen gehört mit Sicherheit den Eltern von einem. Von den Typen selbst hat doch noch keiner was gearbeitet.«

»Zu meiner Zeit haben wir uns das Rad geschnappt und ein Zelt. Mehr Urlaub war nicht.« Schrödinger erinnerte sich an seine zwar sehr glückliche, aber finanziell recht bescheidene eigene Jugend. »Ich hätte da schon eher Goldketten klauen können.«

»Haste aber nicht.« Heiner setzte die Fanta an und nahm einen großen Schluck. »Oder?«

»Quatsch!« Schrödinger räusperte sich. »Na ja, einmal hab ich auch was geklaut.«

»Du?« Heiner sah ihn mit großen Augen an.

»Ja. Eine Briefmarke.«

Heiner lachte. »Deswegen warst du dann aber sicher nicht im Knast.«

»Nee. Aber einen Tag im Besenschrank. War nämlich eine Marke aus der Sammlung von meinem Vater. Sauteuer.«

»Und wozu hast du die gebraucht?«

»Für eine Postkarte. Ich wollte bei einem Preisausschreiben mitmachen. In der Micky Maus. Wollte das BMX-Rad haben.«

Heiner kicherte. »Haste aber nicht gewonnen?«

»Nee.« Jetzt musste auch Schrödinger lachen. Verstummte aber, als er von den Strandduschen her zwei Gestalten Richtung Campingplatz laufen sah. Jetzt bereute er, dass sie direkt unter der Laterne saßen. So waren sie bestens zu sehen. Irgendwie fühlte er sich ertappt, wenngleich er nicht wusste, wobei. Die schwarzen Schatten kamen näher. Schrödinger bekam Gänsehaut, als er einen metallischen Gegenstand aufblitzen sah. Hinter dem Toilettenhaus schälten sich drei weitere Silhouetten aus der Dunkelheit. Heiner kniff die Augen zusammen. Und raunzte dann: »Wenn man vom Teufel spricht ...«

Schrödinger widerstand dem Impuls, aufzuspringen. Erstens wäre das albern gewesen, und zweitens war Horst da. Der war im Herzen zwar eher eine Katze, würde ihn aber notfalls verteidigen. Dann ließ er die Luft in einem lauten Zischen aus seinen Lungen

entweichen: Der glänzende Gegenstand war kein Messer, sondern ein Flachmann. Und der vermeintliche Hüne ein schlaksiger Teenager. Die drei anderen schlossen auf, passierten die beiden Männer schweigend und verschwanden hinter dem Holzzaun, der den Campingplatz vom Strand abtrennte. Keiner sprach ein Wort.

»Jetzt bin ich neugierig.« Heiner rappelte sich hoch, und Schrödinger staunte, wie stramm sein Nachbar schon wieder stand. Ihm war immer noch ein bisschen schummrig, aber als nun auch Horst sich gähnend erhob, hievte er sich ebenfalls in die Senkrechte und stakste hinter Heiner und Horst her, die den Weg Richtung Duschplatz eingeschlagen hatten. Der Sand kratzte in Schrödingers Sandalen, ausziehen wollte er die Schuhe aber nicht. Wer wusste schon, welche fiesen Scherben hier herumlagen und nur darauf warteten, sich in seine Fußsohlen zu bohren?

Horst wuselte zwischen den beiden Männern hin und her, schnupperte an einem Mülleimer, hob das Bein und sauste zu den Duschen. Heiner hatte Mühe, dem Hund zu folgen. Schrödinger bildete das Schlusslicht. Und fluchte leise. Hier war es deutlich finsterer, die Laternen reichten nicht aus, um so etwas wie Licht ins Dunkel zu bringen.

Der Vierbeiner verschwand hinter dem hölzernen Paravent, der von den Urlaubern als eine Art offene Umkleide genutzt werden konnte.

»Horst, hierher!«, rief Schrödinger, als er den Hund nicht mehr sah. Aber Horst kam nicht. Stattdessen jaulte er. Schrödinger hörte den Boxerrüden scharren. Heiner gab Gas, verschwand hinter der Wand. Stieß einen Schrei aus und rief: »Leck mich am Arsch!«

## Horst

Schrödinger zittert. Kalt kann ihm nicht sein, er sitzt mitten in der Sonne. Ganz ehrlich, ich wollte das Sandwich haben, das im Sand lag. Käse mit Salami. Hat jedenfalls danach gerochen. Dass ich blöderweise ein menschliches Bein ausgebuddelt habe, war wohl ein Fehler. Jedenfalls geht's Schrödinger seitdem nicht mehr gut. Obwohl er ja den Alkohol komplett in drei Schüben ausgekotzt hat. Leider genau da, wo das Sandwich lag. Das wollte ich dann auch nicht mehr.

Das Bein war kalt und tot. Tote Sachen riechen anders als lebendige, selbst wenn sie noch frisch sind. Sonst wäre ich ja drauf gekommen, dass da was ganz und gar nicht stimmt. Weil es anders stinkt. Manchmal, wenn Schrödinger ganz gute Laune hat, hab ich schon einen Kalbsknochen bekommen. Der ist auch tot, riecht aber komplett anders als das sandige Bein.

Ich hab da ein Spezialrezept für »Kalbsknochen à la Horst«. Man nehme einen möglichst großen Knochen mit Fleisch, Knorpeln und Knochenmark, lasse diesen vom hauseigenen Dosenöffner kochen und nage zuerst das Fleisch ab und schlecke das Mark raus. Den nackten Knochen vergrabe man sodann für einige Tage in möglichst matschiger Erde, grabe ihn dann wieder aus und zelebriere das Knacken. Müssen Sie auch mal probieren, ist echt lecker.

Hach. Ich komme ins Schwärmen. Wenn ich jetzt ein Nickerchen mache, träume ich von einem lange genug eingelegten Knochen. Aber nein. Es ist mir nicht vergönnt.

Jetzt kommt Brigitte. Mit zwei Tassen in der Hand und einer Zigarre zwischen den Lippen. Ein Leckerli wäre mir lieber. Hat sie aber nicht dabei. Blöd.

## Schrödinger

»Das gibt's nicht«, sagte Brigitte und reichte Schrödinger einen Pott Pulverkaffee. »Das gibt's nichts. Das gibt's nicht.« Wie ein Mantra sagte sie immer wieder dasselbe, als würde das etwas an der Tatsache ändern, dass am Strand eine Leiche lag. Und zwar nicht zum Sonnenbaden.

»Scheinbar schon«, sagte Schrödinger und pustete in die Tasse. Er hatte keine Lust auf Pulverkaffee. Auf etwas anderes allerdings auch nicht. Also nippte er eben an der bitteren Brühe.

»Wo ist dein Mann?«, erkundigte er sich bei Brigitte. Die ringelte ein Rauchzeichen aus dem Mund, was Schrödinger mit Respekt erfüllte. Als er noch geraucht hatte – was seine Ex ihm nach dem Kauf neuer weißer Gardinen unter Drohungen abgewöhnt hatte, wahrscheinlich das Beste, was sie je für ihn getan hatte – hatte er nie auch nur einen einzigen Kringel hinbekommen.

»Der ist noch bei diesem Kommissar. Haben ein ganzes Areal abgesperrt und den Kiosk okkupiert.« Sie berichtete, dass ein halbes Dutzend Uniformierte den Bereich um die Duschen mit weißen Folien abgehängt hatte, um den Fundort gegen die Blicke der Urlauber abzuschirmen. Auf dem Campingplatz hatte sich die Nachricht schneller verbreitet als ein Buschbrand in der Savanne. Im Laden, wo sonst Eis, Limo und Snacks vornehmlich an Gäste unter zehn Jahren verkauft wurden, hatte die Polizei ein provisorisches Büro eingerichtet. Vermutlich nahmen sie gerade Heiner zwischen Fritteuse und Kühltheke ins Gebet, so wie sie es bis vor einer halben Stunde mit Schrödinger gemacht hatten. Stotternd und stockend hatte Schrödinger mitgeteilt, dass er eigentlich auch nichts wusste. Und dabei erfahren, dass das Bein zu einem Mann gehörte. Hätte er auch selbst drauf kommen können, Frauenbeine waren auch im toten Zustand in der Regel deutlich weniger behaart. Jedenfalls hatten die Polizisten keine fünf Minuten gebraucht, um den Leichnam aus dem Sand zu buddeln. Mit roten Schaufeln, die Schrödinger trotz des Schocks amüsierten. Irgendwie sahen sie fast so aus wie diejenigen, mit denen die Kinder hier Sandburgen bauten.

Auf die Frage, ob Schrödinger den Toten gekannt hatte, konnte er nur ganz ehrlich antworten: »Nee. Nein. Nö.« Als Kommissar Bohnert ihm ein im mobilen Drucker gemachtes Foto vom Gesicht der Leiche zeigte, wurde Schrödinger zwar wieder flau, einen Namen zum Antlitz hatte er dennoch nicht zu bieten. Was erstens daran lag, dass der Mann an der Stirn ziemlich eingedellt und blutig war. Und zweitens daran, dass er sich tatsächlich nicht erinnerte, den Kerl irgendwo mal gesehen zu haben.

Dann wurde Schrödinger entlassen, nahm vor dem Kiosk Horst in Empfang und beobachtete, wie sich ein Pulk aus Badehosen- und Bikiniträgern an der Polizeiabsperrung drängte. Sowie er in Sichtweite kam, verstummten die Schaulustigen einen Moment. Schrödinger fühlte sich ertappt, als alle ihn anstarrten, wusste aber nicht so recht, wobei.

Er suchte ein bestimmtes Gesicht in der Menge aus noch bleichen Neuankömmlingen, zu lang gebratenen Rothäuten und bereits goldbraun getönten Urlaubern. Mirabelle war nicht dabei. Wie in Trance folgte er Horst, der stolz wie ein Filmstar die Reihen durchschritt. Der Hund schien die Aufmerksamkeit zu genießen. Schrödinger weniger. Ohne den Hund hätte er den Weg zu seinem Wohnwagen vermutlich nicht gefunden. Nicht in seinem Zustand.

»Die können den doch nicht zwei Stunden lang verhören?« Schrödinger wunderte sich.

»Na, vielleicht isser auch im Laden hängen geblieben. Noch nen Kaffee?« Brigitte wuchtete sich aus dem Strandstuhl, wobei ihr Vorbau bedenklich schaukelte. Aber der Triangelbikini schien aus festem Stoff zu sein und hielt, wofür er umgeschnallt worden war.

»Ich kann ja mal gucken gehen«, schlug Schrödinger vor.

»Was gucken?« Wie aufs Stichwort tauchte Heiner auf.

»Wo du bist.« Brigitte hauchte ihm einen Kuss auf die stoppelige, gerötete Wange. Horst sprang auf und wieselte schwanzwedelnd auf Heiner zu.

»Und?«, fragten Schrödinger und Brigitte wie aus einem Mund, als Heiner sich in den Strandstuhl plumpsen ließ.

»Das gibt's nicht«, sagte der und Schrödinger hoffte, dass er nicht das Mantra seiner Frau beten, sondern zum Punkt, welchem auch immer, kommen würde.

»Was gibt's nicht?«, fragte er deswegen.

»Der Jens. Der ist der Tote.«

»Das gibt's nicht!« Brigitte ließ beinahe die Zigarre fallen. »Der Jens?«

»Wer ist denn dieser Jens?«, hakte Schrödinger ein.

»Jens Zimmermann. Kommt seit gefühlten zweihundert Jahren jeden Juli bis September. Hat immer denselben Bungalow.« Das Wort »Bungalow« sprach er etwas despektierlich aus. Schrödinger hatte schon begriffen, dass es zwischen Campern sehr wohl Hierarchien gab. Zelt war Königsklasse, ab einem bestimmten Alter der Bandscheibe wegen aber nicht mehr möglich. Eigener Wohnwagen – top. Gemietet ging auch. Wohnmobil ... na ja. Aber Bungalow? Galt eigentlich nicht als Campingurlaub.

»Alleine?«

»Die ersten Jahre ja. Dann wohl ein paar Mal mit Frau. Seit drei Jahren nur noch mit dem Sohn. Dieses Jahr war er alleine da.«

»Aha. Also verheiratet, geschieden, ein Kind«, sinnierte Schrödinger.

»Und den ganzen Tag mit dem Tablet oder Laptop unterwegs. Ich frag mich, wieso der in den Urlaub fährt, wenn er die ganze Zeit nur auf einen Bildschirm glotzt. So was kann man zu Hause doch billiger haben.« Brigitte ließ den Blick schweifen und entschied sich dann für die vor dem Wohnwagen gelagerte Kühlbox als Sitzplatz. Schrödinger war drauf und dran, ihr die Treppe anzubieten, war aber zu schwach, um aufzustehen. Das Geschehen nagte an ihm, und er fühlte sich matt, matschig, urlaubsreif. Horst drängte sich gegen Brigittes sonnengebräuntes Bein und rieb seine Nase an ihrem straffen Schenkel. Im Gegenzug kraulte sie den Nacken des Boxers. Hund müsste Mann sein!

»Vielleicht hat er das beruflich gemacht?«, sagte Heiner. »Weiß man ja nie.«

»Also wenn, dann nicht sehr erfolgreich.« Brigitte schüttelte den Kopf. »Sonst wär der

doch nicht mit so ner ollen Karre hierhergefahren.«

»Die olle Karre ist ein Oldtimer!« Heiner klang empört.

»Sag ich doch, ne alte Schrottlaupe.«

Frauen und Autos, dachte Schrödinger.

»Frauen und Autos«, sagte Heiner.

Horst sagte natürlich, nichts, sondern brummte weiterhin zufrieden unter Brigittes Massage.

»Was für ein Wagen ist das denn?« Schrödinger war neugierig. Nicht, dass er sich jemals etwas anderes als einen praktischen Kombi würde leisten können, aber man durfte ja wohl mal träumen.

»Ein Mercedes zweihundert. Baujahr achtundsiebzig. Nicht so teuer zum Kaufen, aber wenn eine Reparatur ist, holla die Waldfee. Geht ordentlich ins Geld.«

Schrödinger nickte wissend. Und nickte dann noch einmal grüßend, als die Jugendlichen aus dem Bungalow an seiner Parzelle vorbeiliefen. Keiner von den fünf reagierte, alle starrten auf den Boden, hielten die Köpfe gesenkt und hatten nichts mehr mit feierwütigen verwöhnten Gören gemeinsam, wie sie einem dicken schwitzenden Kommissar hinterher Richtung Strand latschten. Vermutlich hatte Bohnert sie nach der Aussage von Heiner und Schrödinger einbestellt.

»Urlaub geht auch irgendwie anders.« Heiner seufzte. Dann wuchtete er sich aus dem Sessel. So wie Brigitte aufstand, brummte Horst unwillig, schüttelte sich einmal durch und drängte sich an seinem Herrchen vorbei die Stufen hinauf in den klimaanlagenkühlen Wohnwagen.

»Siesta«, beschied Heiner. »Schlaflose Nächte kann ich nicht mehr ab.«

## Horst

Schrödinger hustet. Er hat sich am Mundwasser verschluckt. Benutzt er zu Hause nie. War jetzt aber eine ganz gute Idee, seine Fahne ist fast verschwunden. Menschennasen dürften das nicht mehr wahrnehmen. Gerade ist er zum Waschraum gegangen. Mich hat er beim Wohnwagen gelassen. Angeleint! Schöner Mist, ich hab die Fährte dieser Hündin in der Nase.

Vielleicht klappt es ja nachher mit einem Date, wenn wir zum Abendessen gehen. Heiner und Brigitte haben vorgeschlagen, den Grill, der ja sowieso geklaut wurde, kalt zu lassen und in der Pizzeria auf dem Campingplatz zu speisen. Herrchen wollte diese Mirabelle einladen. Die ist aber gar nicht da. Hätte ich ihm gleich sagen können: Als er noch seine Siesta gemacht hat, ist sie weggegangen. Schade eigentlich, denn ihre Füße riechen ganz lecker.

Ich hab ja ein Faible für Füße und Schuhe. Erstere lecke ich gerne mal ab, weil sie so herrlich käsig riechen. Wobei ich das natürlich nicht bei jedem mache. Ich muss den Menschen schon gut riechen können, wenn ich mich um die Pflege seiner Pfoten und Krallen kümmere. Die meisten mögen das nicht so. Weil die viel zu kitzelig sind. Schrödinger quiekt auch meistens wie ein Welp. Es sei denn, er hat Alkohol in der

Blutbahn. Dann hält er still.

Das mit den Schuhen ist eine andere Geschichte. Ihnen kann ich es ja verraten: Wir Hunde nagen gerne an Schuhen, weil die so gut im Maul liegen.

Ah, Augenblick, da kommt der treulose Patron ja endlich. Mal schauen, ob ich ihn nicht zu einem kleinen Spaziergang überreden kann.

Wuff.

Sie werden es erraten. Er tätschelt nur mal eben meinen Kopf. Seinen eigenen hat er voll mit Zweibeinerkram. Da kann ich meine Plattschnauze rümpfen, wie ich will. Hätten Sie kurz Zeit für mich?

## Schrödinger

Auf dem Weg zum Bistro hatten sie es doch tatsächlich geschafft, sich zu verlaufen. Schuld daran war streng genommen nicht mal Schrödinger, sondern Horst, der zwischen den Bungalows eine weiße Pudeldame gewittert hatte und von sich aus eine Richtungsänderung vorgeschlagen hatte. Warum nicht, hatte er sich gedacht. Er war ohnehin zu früh dran. Nun hingegen befand sich er sich irgendwo zwischen Tennisplatz und Poolanlage, und jeder Pfad sah gleich aus. Überall kleine und große Ferienhäuser, Autos und Sträucher. Schrödinger bedauerte es, sich von der Rezeption keinen Übersichtsplan mitgenommen zu haben. Aber wer hätte auch ahnen können, dass das Gebiet der Ferienanlage dermaßen weitläufig sein würde? Im Internet hatte alles kleiner gewirkt. Fast wie bei einer Modelleisenbahn.

Einmal war er drauf und dran gewesen, ein ihm entgegenkommendes Pärchen mit Kinderwagen nach dem Weg zu fragen. Dann hatte er gemerkt, dass sich die beiden auf Holländisch unterhielten, und sein Vorhaben doch wieder abgeblasen. Zur Not würde er auf Horst vertrauen, der ziemlich selbstsicher zu sein schien. Seine Spürnase würde die beiden schon irgendwann nach Hause bringen. Wenn Horst genug geschnuppert hatte.

Fest entschlossen, es jetzt alleine zu schaffen (so schwer konnte das schließlich nicht sein!), stapfte er an einer Reihe von blassgrünen Bungalows vorbei. Links von ihm tollten zwei Kinder vor einem kleinen Campingzelt herum, das sie direkt neben der Hecke aufgebaut hatten. Es waren ein vielleicht fünfjähriger Junge und ein zwei oder drei Jahre älteres Mädchen. Beide dunkelhaarig; sie mit langen Zöpfen, er mit stacheliger Igelfrisur. Sie jagte ihn, er jagte sie. Beide jauchzten vor Freude.

Zumindest bis der Kleine beim Laufen über einen Spielzeugkran stolperte und der Länge nach hinknallte. Anstatt sich sofort wieder aufzurappeln, blieb er einen Moment lang liegen und fing an zu weinen. Laut und schrill wie eine Sirene.

Schrödinger rollten sich die Fußnägel hoch. Dennoch liefen Horst und er hin zu ihm und halfen dem Jungen auf die Beine. »Wo hast du dir denn wehgetan?«, fragte er automatisch. Erst eine Sekunde später dämmerte ihm, dass er nicht mal wusste, ob der Junge seine Sprache verstand.

»Aua!«, beschwerte der sich.

Er musterte ihn kurz von oben bis unten. Am Knie und am Handgelenk hatte er leichte

Schürfwunden. Keine große Sache, zwei kleine Pflaster sollten dafür genügen.

»Aua!«, wiederholte der Kleine. Rotz quoll ihm aus dem linken Nasenloch und bildete ein dickes Pendel, das bei jeder Kopfbewegung bedrohlich hin und her schwang.

»Wo ist denn dein Aua, Max?«, fragte die Schwester.

Heulend hob der Junge den linken Arm und präsentierte ihr die blutende Stelle. »Hier. Das tut so weh.«

»Soll ich mal pusten?«, bot die Schwester an.

Schrödinger freute sich, dass die zwei deutsch sprachen. Er glaubte, einen leichten schwäbischen Akzent herauszuhören. Erst als er Max ein Papiertaschentuch reichte, schien dieser ihn und den Hund wahrzunehmen. Er nickte kurz, nutzte das Taschentuch aber nicht für seine Nase, sondern um sich die Tränen abzutupfen. Als Horst an ihm schnuppern wollte, wich der Junge ängstlich zurück. Der Hund verstand und setzte sich. Aus Sicht des Kindes war er deswegen nicht weniger imposant. Horst legte den Kopf schief.

In dem Moment öffnete sich die Bungalowtür und zwei Frauen stürzten nach draußen. Eine um die vierzig, die andere mindestens in den Sechzigern. Vermutlich Mutti und Oma. Als sie den fremden Mann und den Boxer neben den Kindern entdeckten, weiteten sich ihre Augen. Instinktiv griff Schrödinger nach Horsts Halsband und ging einen Schritt auf Abstand.

»Er ist gefallen. Ich hab ihm aufgeholfen.«

Zunächst beachtete ihn die Mutter gar nicht, sondern beäugte aufmerksam ihren Nachwuchs. Nachdem dieser wider Erwarten doch keine Bisspuren aufwies, wandte sie sich Hund und Herrchen zu. Genau wie die Kinder hatte sie braune Haare, dazu einen kleinen Nasenhöcker und ein paar Fältchen um die grünen Augen. Die Frau daneben war ihr wie aus dem Gesicht geschnitten, nur mit deutlich mehr Runzeln und fast komplett ergrautem Haar.

»Vielen Dank«, sagte die Mutter, ließ Horst dabei aber nicht aus den Augen.

»Keine Sorge, der tut nichts.« Zur Unterstreichung der Worte setzte der Vierbeiner sogleich einen Blick zum Steine erweichen auf. Schrödinger ging das Herz auf, die beiden Frauen jedoch blieben skeptisch. Einzig das Mädchen schien zu überlegen, ob sie es wagen konnte, das Fell des Boxers zu streicheln. Der Junge hatte sich derweil die Nase geputzt und wollte das Taschentuch zurückgeben. Horst kräuselte die Nase. Was, wie Schrödinger fand, zuckersüß aussah.

»Das darfst du gerne behalten.« Schrödinger konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. »Ich muss dann mal wieder. Bin eh nur zufällig vorbeigekommen.«

Er nickte dem Frauen-Duo noch einmal kurz zu und trottete mit Horst im Schlepptau weiter. Nach den ersten Metern bedauerte er, bei der Gelegenheit nicht nach dem Weg gefragt zu haben. Doch die Belohnung für seine gute Tat folgte eh wenige Meter darauf. Neben einem Strauch erspähte er einen Wegweiser, der zum Schwimmbecken und zum Restaurant wies. In einiger Entfernung glaubte er sogar, Musik zu hören. Freudig ging er darauf zu.

Leider waren die Plätze in der Pizzeria längst alle besetzt, weshalb Heiner und Brigitte

kurzerhand entschieden hatten, sich im Außenbereich des Kiosks niederzulassen. Statt Mafiatorten gab es hier belegte Baguettes, Pommes und Hamburger. Und rote Plastikstühle an weißen Plastiktischen. Nicht ganz das, worauf sich sein Magen und sein Hintern eingestellt hatten, aber definitiv besser als Fisch. Schrödinger entschied sich für ein Frikadellenbrötchen und überlegte, Horst die Hälfte vom Fleisch abzugeben. Nach dem gestrigen Debakel war er jedoch vorsichtig geworden, sein Essen mit dem Hund zu teilen. Vielleicht würzten die Schwaben ihre Gerichte ja auf eine Art und Weise, die Boxermägen nicht vertrugen. Nach kurzem Abwägen der Möglichkeiten beschloss er, das Risiko doch noch einmal einzugehen. So hungrig, wie Horst zu ihm aufschaute, würde er den Hund ohnehin nicht verträsten können. Außerdem sah Horst so friedlich aus, dass es vermutlich keinen Trotz pups geben würde.

»Vorhin habe ich Kommissar Bommel wieder gesehen«, erzählte Heiner beim ersten Bier. »Besonders glücklich sah der nicht aus.«

»Hieß der nicht Bohnert?«, fragte Schrödinger.

»Sag ich doch. Ich glaub, der kommt mit seinem Fall nicht weiter.«

»Dürfte auch ein bisschen früh dafür sein. Er fängt ja gerade erst an zu ermitteln.«

»Hätte er ne heiße Spur, dann hätte er anders dreingeblickt. Kennt man ja aus'm Tatort. Da werden die Möglichkeiten geprüft und die Verdächtigen verhört. Irgendwas ergibt sich immer. Man muss nur genau aufpassen.«

Ein schallendes Lachen vom Tisch hinter ihm hielt Schrödinger von seiner Antwort ab. Irritiert drehte er sich um und erblickte einen bulligen Typen mit kantigem Gesicht und Stiernacken, der mit seinen Kindern und seiner Frau herumalberte und ihnen etwas auf Russisch zubrüllte. Was diese ebenso laut ins Lachen mit einstimmen ließ.

»Genau meine Meinung. Der Kommissar muss schauen, wer zur Tatzeit in der Nähe war und wer ein Motiv hatte, Jens umzubringen. Handwerklich gesehen ist das gar nicht so schwer. Man muss bloß den richtigen Riecher haben«, sagte Brigitte im Oberlehrerton.

Schrödinger spürte schnell, dass er es hier mit zwei Fachleuten zu tun hatte. »Wer hätte denn eurer Meinung nach ein Motiv?«

Brigitte legte die Stirn in Falten. »Das lässt sich so aus dem Stegreif natürlich nicht sagen. Wir wissen ja nicht, in was für dunkle Machenschaften der Jens verstrickt war. Vielleicht war er insgeheim ein Drogenhändler, der hier den dicken Reibach machen wollte?«

»Auf dem Campingplatz?« Schrödinger hätte sich fast an seinem Bier verschluckt.

Für Heiner war das ein willkommenes Stichwort: »Das ist gar nicht so abwegig. Pass auf: Hier kommen die Leute hin, um auszuspannen. Für manche gehören dazu auch Haschisch oder diese bunten Pillen, die die Jugendlichen früher auf der Love Parade immer geschluckt haben.«

»Außerdem sind die Menschen im Urlaub viel freigebiger«, fügte Brigitte hinzu. »Da schaut keiner so genau aufs Geld. Soll ja schließlich die schönste Zeit des Jahres werden.«

Die Bedienung erschien und brachte zwei Hamburger für die Herren und einen überbackenen Hawaii-Toast für die Dame. Sofort richtete sich auch Horst auf und schien es kaum abwarten zu können, seine Hälfte vom Hackfleisch abzubekommen. Als

Schrödinger ihm seinen Anteil überließ, bellte der Boxer, jedoch nicht besonders erfreut. Offenbar hatte er mit weitaus mehr gerechnet.

»Ist selbstverständlich bloß ne Theorie«, fuhr Heiner mit offenem Mund kauend fort.

»Es kann auch was ganz anderes dahinterstecken. Vielleicht hat Jens ja ne Schläferzelle entdeckt und musste deshalb dran glauben. Schließlich ist der internationale Terror längst nach Deutschland geschwappt. Vielleicht sogar bis an die Schweizer Grenze.«

»Aber hier in Friedrichshafen?«, fragte Schrödinger, bevor er von seinem Burger abbiss.

»Gerade hier! Weil es so abgeschieden liegt. Würde doch keiner vermuten, dass die sich an so nem Ort verstecken. Außerdem ist es Touristengebiet. Wenn da was passiert, ist der Aufschrei umso größer.«

»Terroristen am Bodensee«, fasste Schrödinger zusammen und ließ sich den Gedanken einen Moment durch den Kopf gehen. Er konnte es drehen und wenden wie er wollte, die bloße Vorstellung, dass das ausgerechnet auf ihrem Campingplatz der Fall sein sollte, blieb einfach absurd. Andererseits waren auch Morde wie der an Jens normalerweise nicht die Regel.

Als er das nächste Mal abbeißen wollte, knallte von hinten was gegen seine Stuhllehne. Zuerst hatte er Horst im Verdacht, doch der schwänzelte um den Tisch herum, vermutlich auf eine gute Gelegenheit wartend, um sich den Rest vom Hamburger zu mopsen.

Nein, es war die russische Frohnatur, die nun auch noch zu kippln begonnen hatte. Gleich darauf knallte der Familienvater ein weiteres Mal gegen die Lehne, ohne es überhaupt zu bemerken. Dafür lachte er abermals schallend und brüllte der zwanzig Meter entfernt stehenden Bedienung etwas zu. Diese war gerade dabei, eine Bestellung aufzunehmen, und versuchte den Störenfried mit Blicken zu töten.

Was leider nicht klappte.

Schrödinger atmete tief durch und beschloss, seinen Ärger mit einem Bissen von seinem Burger herunterzuschlucken. Neben ihm knurrte Horst missmutig und zog die rechte Lefze hoch. Seine Art zu sagen: »Aufpassen, das ist mein Herrchen!« Als nichts weiter geschah, schmatzte der Hund, sah wieder normal aus, ließ die Umgebung aber nicht aus dem Blick.

Derweil fing Brigitte an, über Schlepperbanden und Menschenhandel zu schwadronieren. Einige Sekunden lang hörte er noch, dann weigerten sich seine Ohren, den Unsinn weiter aufzunehmen. Schrödingers Blick wanderte zum schräg gegenüber liegenden Poolbereich, in dem gerade die letzten Badegäste aufbrachen. Am Schwimmbecken machte sich ein junger Kerl, vermutlich ein Ferienjobber, daran, mit Keschern den Schmutz aus dem Wasser zu fischen. Keine schöne Aufgabe, aber irgendwer musste es ja tun.

Ein weiterer Stuhlrempler riss ihn aus den Gedanken. Er schnaufte genervt, und überlegte, seinen neuen russischen Freund zu ermahnen. Allerdings war dieser nicht nur einen Kopf größer, sondern hatte auch Schultern, als wäre er hauptberuflich Möbelpacker oder Türsteher. Da wollte jede Kritik gut überlegt sein. Er kam nicht mal dazu, darüber nachzudenken. Brigitte schaffte den Bogen vom Menschenklaven zum Thema illegaler Tierhandel, und bevor er sich versah, wurde selbst Horst zum Gegenstand ihrer immer ausschweifenderen Theorien. »Eventuell war es einfach ein Mord aus Eifersucht«,

versuchte Schrödinger das davongaloppierende Pferd wieder einzufangen. Gleichzeitig tätschelte der Horst an der Schulter. Der Hund hatte die Ohren aufgestellt und sah aus, als wollte er demnächst seinen Beitrag zum Geschehen abgeben.

»Eifersucht? Pffft.« Brigitte verdrehte die Augen. »Wie langweilig. Und viel zu offensichtlich. Nein, glaub mir, der Fall ist deutlich verzwickter. Ansonsten hätten die Täter die Leiche auch nicht so verscharrt.«

Schrödinger wusste zwar nicht, was das eine mit dem anderen zu tun haben sollte, nickte aber trotzdem. Mit dem Rentnerehepaar darüber zu diskutieren, hätte eh keinen Sinn gehabt.

Wie zur Bestätigung knallte sein Hintermann ihm wieder gegen die Lehne. Unglücklicherweise im selben Moment, als Schrödinger einen Schluck Bier trinken wollte. Schrödinger wurde nach vorn gestoßen und goss sich das halbe Glas über Hemd und Hose. Im Schritt wurde es unangenehm kalt und feucht. Instinktiv sprang er auf. Horst bellte dunkel. Dass Schrödinger dem Russen dadurch unabsichtlich die Lehne gegen den Ellbogen knallte, merkte er erst, als dieser aufheulte und irgendetwas Unverständliches brüllte. Zwei Sekunden später standen sich die beiden Männer gegenüber. Der Größenunterschied war sogar noch schlimmer als gedacht. Schrödinger reichte ihm gerade mal bis zur Brust. Horst baute sich in seiner ganzen Boxergröße neben seinem Herrchen auf. Die rechte Lefze zitterte.

»Ey, was soll das?«, fragte der Russe im gebrochenem Deutsch. Die erhobene Faust ließ keinen Zweifel daran, dass gleich noch mehr Sachen gebrochen sein könnten.

Das war Schrödinger in dem Moment egal. »Das frage ich dich! Deinetwegen habe ich mein Bier verschüttet.«

Der Hüne ließ seinen Blick über das durchnässte Hemd und die ebenso nasse Hose gleiten. Ein amüsiertes Lächeln erschien in seinem Gesicht. »Ganz ruhig, mein Freund, kein Grund sich nass zu machen. Weißt du was? Als Entschuldigung gebe ich dir einen aus. Diesmal was Gescheites!« Noch während er sprach, schlug er ihm mit seiner Pranke herzhaft auf den Rücken. Schrödinger hatte das Gefühl, ihm würde die Wirbelsäule zur Brust wieder herauskommen. Sein Kopf machte eine hastige Vorwärts- und Rückwärtsbewegung – was sein Kosakenfreund als Nicken deutete und zur Gelegenheit nahm, noch einmal lautstark nach der Kellnerin zu rufen. Horst brummte. Und machte einen kleinen Schritt zurück. Gefahr erkannt – Gefahr gebannt sollte das wohl heißen.

Zwei Stunden später war Schrödingers Kleidung fast wieder trocken. Allerdings schienen sich sämtliche Flüssigkeiten in seiner Blase gesammelt zu haben. Schrödinger musste pinkeln, und zwar so schnell wie möglich. Auch der Boxer drängte ihn vorwärts, möglicherweise aus ähnlichen Gründen. Ein Wunder, dass Horst überhaupt so lange ausgehalten hatte. Daheim war es gewohnt, dass der Napf spätestens zum Sonnenuntergang gefüllt wurde. Außerdem hatte sich das campingplatzeigene Animierteam dazu genötigt gefühlt, vor der verwaisten Poolanlage eine Abba-Playback-Show zu veranstalten.

Horst hasste Abba. Schrödinger hasste Abba. Trotzdem waren sie geblieben und hatten die schiefen Versionen von »Waterloo« und »Dancing Queen« mit Wasser fürs Hundchen

und von Michail gesponsertem Wodka zu ertränken versucht. Der Alkohol hatte auch Heiners und Brigittes überschwängliches Applaudieren erträglich gemacht. Als sie jedoch bei »The winner takes it all« auf den Stühlen zu tanzen begannen, war es ein deutliches Zeichen für den längst überfälligen Aufbruch gewesen.

Die Blase schien mit jedem Meter mehr zu schmerzen. Hätte ihn sein neuer russischer Freund nicht ständig mit neuen Anekdoten über seine Jugend in Smolensk gefesselt, wäre er längst zwischendurch mal auf dem Klo gewesen. So hingegen fühlte sich jeder Schritt wie ein Spießrutenlauf an. Zum Glück war selbst Michail und seiner Familie das schlechte Playback zu viel geworden. Andernfalls säßen sie vielleicht noch immer dort, bis Schrödinger irgendwann die Blase geplatzt wäre.

Keine Chance, bis nach Hause würde er es nicht mehr schaffen. Schrödinger steuerte die nächsten Büsche an und ließ sich auch von dem an der Leine zerrenden Horst nicht davon abbringen. Das schafften allerdings die anderen Spaziergänger hinter ihm, die das Ende der Playback-Show ebenfalls nicht hatten abwarten wollen. Fluchend korrigierte er die Richtung und stapfte zwischen zwei Wohnwagen hindurch. Er hoffte auf ein abgeschiedenes Plätzchen und wurde nicht enttäuscht. Gleich hinter der nächsten Reihe Bungalows führte eine schmale Gasse zu den Flaschen- und Papiercontainern, wo sich keine Menschenseele aufhielt.

»Los, komm mit«, redete er dem Boxer gut zu. Dieser fügte sich widerwillig seinem Schicksal und hob das Bein, kaum dass sie die Metallcontainer erreicht hatten. Auch Schrödinger brauchte nur Sekunden, um ein passendes Fleckchen zu finden und in Position zu gehen.

Mit seligem Lächeln schloss er die Augen und genoss den Moment.

Ah, tat das gut.

Es lief und lief und schien gar nicht mehr aufzuhören. Stundenlang hätte er hier stehen bleiben können. Doch ein dumpfes Poltern aus der Nähe ließ ihn herumfahren.

Das war von einem der Wohnwagenhäuser schräg gegenüber gekommen. Scheiße, hatte ihm von dort aus jemand beim Pinkeln zugeschaut?

Er beeilte sich, sein Geschäft zu beenden und den Reißverschluss hochzuziehen. Mit möglichst unauffälliger Miene kehrte er auf den Fußweg zurück. Horst folgte bereitwillig, wohl in der Hoffnung, dass es nun endlich was zum Fressen geben würde.

Schrödingers Blick suchte die Häuser ab. Um ihn herum war alles dunkel. Die nächste Laterne stand mehr als zwanzig Meter entfernt. Unwahrscheinlich, dass ihn jemand beobachtet hatte. Dennoch polterte es gleich darauf ein weiteres Mal dumpf.

Was hatte das zu bedeuten?

Er schlich in die Richtung, aus der er die Geräusche vermutete. Vor ihm lagen zwei Parzellen, getrennt durch eine dichte Hecke. Konnte er es wagen, die Grundstücke zu betreten? Er schielte vorbei an einem Passat Kombi mit Dachgepäckbox. Auf dem Boden vor der Treppe zum Haus lagen zwei achtlos hingeworfene Kinderfahrräder. Da in der Dunkelheit entlangzuschleichen, könnte zu unangenehmen Missverständnissen oder einem Oberschenkelhalsbruch führen. Beides keine sonderlich prickelnden Aussichten.

Nein, da versuchte er sein Glück lieber beim Nachbargrundstück. Hier parkte ein Volvo, ebenfalls Kombi und ebenfalls mit Staukiste auf dem Dach. Wenigstens war der Weg

dahinter frei.

Schrödinger linste am Wagen vorbei auf das Grundstück. Sein Herz klopfte mit jedem Schritt schneller. Er lauschte in die Finsternis, aber das Poltern wiederholte sich nicht. Lediglich gedämpftes Lachen war in der Ferne zu hören. Komm, vergiss es, riet ihm seine innere Stimme. Wahrscheinlich schiebt drinnen nur jemand ne Nummer und dabei ging es ein bisschen wilder zu. Gönn den Leuten doch ihren Spaß.

Einige Sekunden lang war er wirklich drauf und dran, abzurechnen. Dann trieb ihn die Neugierde vorwärts. Was, wenn doch was anderes dahintersteckte? Heiners und Brigittes Vermutungen über Terrorkommandos und Schlepperbanden kamen ihm in den Sinn. Das würde es wahrscheinlich nicht sein, aber vielleicht irgendein Einbrecher. Oder ein Mörder. Bei dem Gedanken an den toten Jens zog es ihm unangenehm im Unterbauch.

Zögernd tastete er sich zwischen Hecke und Auto vorbei. Horst lief brav vor ihm und überprüfte jeden Zentimeter mit seiner Schnüffelnase. Plötzlich richtete er den Kopf auf und spitzte die Ohren.

Auch Schrödinger blieb wie angewurzelt stehen und lauschte. Ein leises Schaben drang an sein Ohr. Es kam von rechts. Hastig umrundete er den Bungalow. Auf der Rückseite des Hauses surrte eine Klimaanlage, und ein Fenster war nur angekippt. Nein, stopp, das Fenster bewegte sich. Schob sich langsam nach draußen. Und etwas gelangte nach draußen. Ein Bein. Gleich darauf ein Oberkörper.

Bedauerlicherweise hielt der Mond gerade ein Nickerchen hinter den Wolken, sodass Schrödinger nichts Genaueres erkannte.

Horst bellte und rannte auf die Gestalt zu. Diese befand sich mit einem Satz komplett draußen und stürmte ebenfalls los. Schrödinger hastete hinterher, stolperte halb über einen zum Campinghaus führenden Schlauch, stützte sich aber an der Hauswand ab und verhinderte so den Sturz.

Die Gestalt sprang direkt in die Hecke, zwängte sich hindurch und sprintete weiter. Horst und Schrödinger folgten ohne zu zögern. Zwar nicht ganz so galant und mit einigen unangenehmen Kratzern an Armen und Beinen, aber auch sie ließen die Büsche hinter sich. Horst war dabei deutlich im Vorteil. Hinter dem Grün befand sich der geteerte Weg zu den Nachbargrundstücken. Mehrere Campingzelte reihten sich links und rechts aneinander. Bei vielen waren die Badehandtücher über Wäscheleinen und Kleiderspinnen zum Trocknen aufgehängt. Kein einziger Mensch weit und breit. Ausgerechnet jetzt!

Der Unbekannte hatte seinen Vorsprung auf knapp fünfzig Meter ausgebaut. Schrödinger war zwar etwas außer Puste, aber noch immer fit genug, sich nicht abschütteln zu lassen. Auch Horst legte sich mächtig ins Zeug, schien aber sein Herrchen nicht allein lassen zu wollen. Denn eigentlich hätte es für den Hund ein Leichtes sein müssen, den Flüchtigen einzufangen. Im Schein der nächsten Straßenlaterne erkannten sie, dass es sich um einen Mann in dunkler Kleidung handelte. Über den Kopf hatte er eine Kapuze gezogen, wodurch es unmöglich war, mehr über sein Aussehen oder Alter zu erfahren. Kurz vor der nächsten Weggabelung bog der Unbekannte abermals ab. Erneut durch ein Grundstück und durch eine Hecke. Als sich Horst und Schrödinger endlich hindurchgekämpft hatten, erkannten sie, dass der Weg dahinter zur Poolanlage führte. Wo offenbar gerade die Playbackshow zu Ende gegangen war.

Mehrere Dutzend Partygäste befanden sich auf dem Heimweg. Viele davon männlich und in dunkler Kleidung. Viele lachend und betrunken. Unmöglich, darunter den gesuchten Flüchtigen auszumachen. Seine Kapuze oben trug keiner.

Verdammt!

Einige Sekunden lang musterte Schrödinger alle ihm entgegenkommenden Urlauber. Ein älteres Pärchen sumgte die Melodie irgendeines Abba-Liedes. Als wäre das nicht schlimm genug, sah er eine Frau mit zwei Schäferhunden langsam auf sich zukommen.

Horst hatte bereits die Ohren aufgestellt und knurrte leise.

Oh-oh.

Das konnte er jetzt nicht gebrauchen. Höchste Zeit, sich zurückzuziehen. Schrödinger reihte sich in die Schlange der heimwärts strömenden Musicalbesucher ein und wartete darauf, dass sich sein Herzschlag wieder normalisierte.

Jetzt kaufen und weiterlesen

[www.weltbild.de/artikel/ebook/mord-mit-seeblick\\_22867419-1](http://www.weltbild.de/artikel/ebook/mord-mit-seeblick_22867419-1)

CATHERINE LAW

# STERNE

ÜBER DUNKLEN

# WEGEN

ROMAN

Weltbild



Für Celeste

# Prolog

*Juli 1967*

Die zarte, leicht geöffnete Rosenblüte in Elizas gewölbter Hand duftete so süß wie Buttercreme. Die Blütenblätter waren taufeucht, beinahe farblos, und erinnerten sie an das durchscheinende Rosa der Wangen und winzigen Fingernägel ihrer neugeborenen Tochter.

Der Gedanke an Stellas Geburt vor fünfundzwanzig Jahren brachte sie völlig aus dem Konzept. Die Geburt ihres Kindes hätte das Ende all dessen sein sollen, was davor geschehen war, der Scheidepunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft. In dem Ausnahmezustand, in dem sie sich nach Stellas Ankunft befunden hatte, in dem Moment, als der Arzt die Nabelschnur gekappt und ihr das wimmernde Baby in die Arme gelegt hatte, hatte sie es tatsächlich für möglich gehalten. Viel stärker aber als dieses Gefühl, viel stärker als ihre Erschöpfung und die unvorstellbaren Schmerzen, die sie gelitten hatte, war das überwältigende Staunen über die Zerbrechlichkeit des neuen Lebens, das aus ihrem Körper hervorgegangen war. Ihr Vorsatz hatte sich bald schon in Luft aufgelöst; es würde niemals so sein. Denn zweieinhalb Jahrzehnte später verfolgten die Vergangenheit und ihre Schuldgefühle sie immer noch auf Schritt und Tritt und tippten ihr bei jeder Gelegenheit von hinten auf die Schulter.

Sie stand im Garten neben den üppigen Rosensträuchern, die ihre Schwiegermutter im Alter noch gepflanzt und gepflegt hatte, und betrachtete das Haus, in dem sie lebte. Die elisabethanischen Schornsteine und Giebel von Forstall Manor, die im strahlenden Licht dieses Sommernachmittags schimmerten und leuchteten, und die fest im Boden verankerten Fachwerkmauern schenkten ihr ein beruhigendes Gefühl. Das Haus sah genauso aus wie vor vierhundert Jahren und steckte voller Geheimnisse, hatte so vieles gesehen. Gelegentlich ließ es sie einen kurzen Blick auf seine Vergangenheit erhaschen: die mumifizierte Maus hinter der Wandvertäfelung; die Spuren des Zimmermannsbeitels auf dem dicken Balken über dem Kamin; die Abdrücke der Katzenpfoten in den Ziegelsteinen neben der Haustür. Forstall wusste alles, was sie getan hatte, und hielt sein Wissen in seinem alten Gebälk unter Verschluss.

Eliza ließ ihren Blick die Fassade hinauf wandern. Das grelle Licht der Sonne zwang sie, ihre Augen zusammenzukneifen. Hinter den zugezogenen Vorhängen, die sich dort oben in der leichten Brise bauschten, schlief Stella.

Ihre Tochter war am frühen Morgen überraschend aus London zurückgekommen. Völlig unerwartet war sie vor der Tür gestanden – mit dem abgewetzten Koffer in der Hand und ihren Go-go-Stiefeln an den Füßen –, und Elizas Verärgerung darüber war ihr wie eine schwarze Spinne den Rücken hinuntergekrochen.

Aber die milde Nachmittagsbrise, die sie sanft umwehte, tat ihr Bestes, um ihren Ärger in Luft aufzulösen. Hier, in dem Garten, angelegt von der Großmutter, die Stella nie kennengelernt hatte, schnitt Eliza Rosen für ihre Tochter als verspätete Willkommengeste. Eine Entschuldigung, von der ihre Tochter nicht wusste, dass sie ihr

geschuldet wurde. Vielleicht gefielen Stella die Rosen. Es war aber auch gut möglich, dass sie sie überhaupt nicht bemerkte.

Eliza nahm einen Zweig zwischen zwei Finger und beugte sich mit ihrer Gartenschere nach vorn. Der Wind frischte auf und nahm für einen Moment den süßen, buttrigen Duft mit sich. Sie zuckte zusammen. Dort, wo der Dorn sie gestochen hatte, quoll ein Tropfen Blut hervor. Der Schock des Schmerzes schickte ihre Gedanken unaufhaltsam auf einen dunklen Pfad. Sie steckte ihren Finger in den Mund und schmeckte den alten Schmerz: die Reue und das Leid, die Stellas Geburt nicht auszulöschen vermocht hatte. Sie atmete scharf ein und fing an, mechanisch und geistesabwesend Rosen zu schneiden.

Mit dem Blumenkorb am Arm ging sie zurück zum Haus. Vor der Haustür blieb sie stehen und las die Inschrift, die in die Türschwelle zu ihren Füßen eingeschnitzt war. Sie lautete: *Meus itineris est perfectus* – Meine Reise ist zu Ende. Sie hatte diese Worte schon tausend Mal gelesen. Für sie hatten sie etwas Beruhigendes an sich, sie waren beständig und immer wahr.

Sie trat in die dämmrige, kühle Halle und blickte die Treppe hinauf. Über dem Absatz spannte sich ein kunstvolles Spinnennetz. Eliza erinnerte sich daran, wie Stella als kleines Mädchen dort immer hinter den dicken Vorhängen gesessen hatte. Wahrscheinlich hatte sie sich für unsichtbar gehalten und gedacht, die Erwachsenen würden nicht merken, dass sie heimlich beobachtete. Aber sie konnten immer hören, wie sie da oben vor sich hin plapperte und lustige Unterhaltungen mit sich selber führte.

Die Uhr über dem Kleiderständer tickte zuverlässig vor sich hin und aus der Küche drang das Geräusch des Radios. Eliza ging zum Spülbecken und füllte eine Vase. Sie blickte durch das geöffnete Fenster, das den Blick auf den Garten hinter dem Haus freigab. Eine Amsel hüpfte über den Rasen, und Morris, ihr Schwiegervater, zeigt ihrer Mutter eine besonders beeindruckende Malve in seiner prächtigen Blumenrabatte. Sie standen im Schatten des Stour-Flügels, der sich entlang der Westseite des Gartens erstreckte, und Eliza konnte ihr leises, vertrautes Gemurmel hören. Beide waren verwitwet und kamen sehr gut miteinander aus. Sie schickte ein kurzes, dankbares Lächeln in ihre Richtung.

Sie und Stella teilten beide das Aussehen ihrer Mutter Mathilde: ein üppiger Mund, dessen Winkel leicht nach unten wiesen, so als ob sie ständig kurz davor wären, ironisch zu lächeln. Aber während sie und Mathilde strahlend blaue Augen hatten, waren Stellas schlammgrün. Es war das dichte rotbraune Haar, das Großmutter, Mutter und Tochter miteinander verband. Mathildes war inzwischen schneeweiß, und ihr eigenes ging unaufhaltsam in diese Richtung. Es war durchzogen von silbernen Fäden, und über ihrer Stirn prangte eine schneeweiße Strähne, die ganz plötzlich da gewesen war, nachdem sie Stella zur Welt gebracht hatte.

Mit der Rosenvase in der einen und einer Tasse Tee für Stella in der anderen Hand durchquerte Eliza die Halle. Als sie am Spiegel vorbeikam, neigte sie ihren Kopf zur Seite und die weiße Strähne leuchtete ihr entgegen.

Auf dem Treppenabsatz stellte sie Vase und Teetasse auf das Tischchen neben Stellas ehemaligem Versteck und nahm sich die Zeit, die gerahmten Fotos an der Wand zu betrachten. Die Hochzeit ihrer Eltern, gleich nach dem Ersten Weltkrieg. Ihr Vater Richard

in Zivil, ihre Mutter in einem Kleid, das ihre Knöchel zeigte. Mathilde hatte Richard kennengelernt, als sie ihn in einem Feldlazarett in der Nähe ihrer Heimatstadt in der französischen Provinz Pikardie gepflegt hatte. Auf dem Foto wirkte er zerbrechlich, ein Schatten seiner selbst. Er hatte das Leben seines Kommandanten, Morris Staveley, gerettet, nachdem dieser von einer Kugel in die Schulter getroffen worden war. Richard hatte Morris geholfen, seine Gasmasken anzulegen, bevor er seine eigene aufgesetzt hatte. Absolut gegen die Vorschrift. Das Gas hatte Richard letztendlich umgebracht. Er, der Held, hatte die beiden Familien zusammengebracht, und er war der Grund, aus dem sie alle hier in Forstall waren. Aber Eliza konnte sich kaum an ihn erinnern.

Morris und Sybil, etwas älter als ihre Eltern, hatten ihre Chance genutzt und 1914 geheiratet, bevor Morris nach Frankreich gegangen war. Sybil war schön gewesen, klug und schlank. Eine beeindruckende Erscheinung, so gut aussehend wie Nicholas. Eliza löste ihren Blick von Sybils markantem Gesicht, das offen der Kamera zugewandt war, und richtete ihre Aufmerksamkeit auf ihren Bruder Martyn. Selbstsicher und mit klarem Blick strahlte er ihr aus dem Bilderrahmen entgegen. Er sah fesch aus in seiner Uniform der Royal Air Force. Seine Schultern waren vor Stolz gestrafft, aber auch wenn er versucht hatte, auf dem Foto förmlich zu wirken, wusste sie, dass er kurz davor gewesen war, vor Lachen loszuprusten. Die Luftwaffe hatte ihn über den Kreidefelsen von Dover abgeschossen. Als Stella klein gewesen war, hatte sie es nicht begreifen können. Sie hatte Eliza oft gebeten, ihr zu sagen, wo Onkel Martyn sein könnte, wenn er nicht auf dem Friedhof oder im Himmel war.

Es gab kein Foto von Elizas und Nicholas' Hochzeit, weil der Tag ständig von Luftangriffen unterbrochen worden war. Kein Zeugnis ihrer Heirat, und, dachte Eliza, während sie die Vase und die Tasse nahm und in den ersten Stock hinaufstieg, auch kein Zeugnis ihres Ehelebens, da Nicholas den Großteil davon allein im Stour-Flügel gewohnt hatte und dies immer noch tat.

Vor der Tür zu Stellas Zimmer blieb sie stehen. Sie lauschte. Das alte Haus um sie herum knarzte und schien ebenfalls zu lauschen. In der Nachmittagssonne heizte es sich auf und dünstete den trockenen Geruch von Staub und Ruß aus, vermischt mit einem organischen Aroma: Mauerputz, Politur und Mäuse. Aus Stellas Schlafzimmer nahm sie eine leichte Patschuli-Note wahr.

Eliza drückte die angelehnte Tür ein wenig weiter auf und spähte ins Zimmer. In dem schummrigen Licht, das durch den Vorhang drang, konnte sie den lang gestreckten Umriss ihrer Tochter ausmachen, ihr Haar eine dunkle Masse auf dem Kopfkissen. Ein überraschender Anflug von Neid wandelte sich in Empörung. Als sie in Stellas Alter gewesen war, auf dem Höhepunkt des Krieges, wäre es ein Skandal gewesen, mitten am Tag im Bett zu liegen, ganz gleich, wie hart sie in der Nacht gearbeitet hätte. Aber Stella hatte so erschöpft und blass ausgesehen, als sie am Morgen zu Hause angekommen war und mit ihrem Koffer neben den Füßen in der Diele gestanden hatte, so zart wie ein kleines Kind. Der Koffer lag nun offen auf dem Boden, sein Inhalt verteilt auf dem schäbigen Schaffellteppich neben dem nierenförmigen Frisiertisch. Als sie nach Forstall gezogen waren, hatte Eliza Bezugsscheine für die Möbel in diesem Zimmer gesammelt und zusammen mit ihrer Mutter karierte Vorhänge genäht, sich vernäht und wieder von

vorne anfangen müssen.

Auf dem Schreibtisch neben dem Frisiertisch stand Morris' alte Schreibmaschine, die Stella sich unter den Nagel gerissen hatte, und ein Gestell mit Schallplatten. Der Dansette-Plattenspieler, den sie und Nicholas ihrer Tochter zwei Jahre zuvor zu Weihnachten geschenkt hatten und dessen Deckel ein aufgeklebtes Bild der Rolling Stones zierte, befand sich auf dem Boden.

Eliza machte einen Schritt ins Zimmer und zuckte zusammen, als sich die Dielen unter ihrem Fuß beschwerten. Sie stellte die Vase mit den Rosen behutsam auf den Frisiertisch und die Teetasse auf das Nachttischchen. Stella hatte sich unter der Woldecke zusammengerollt und schlief tief und fest.

Eliza blieb ganz still, sie wollte ihre Tochter noch nicht aufwecken. Ihre Aufmerksamkeit richtete sich auf die vier Mucha-Poster an der Wand über dem Bett. Vier mystische Frauen, von denen jede ein Gestirn darstellte, leuchteten im Halbdunkel auf sie herab: der Mond, schüchtern und umgeben von verträumten Sternbildern; der schläfrige Abendstern; der Morgenstern, der seine Augen vor der Helligkeit des Sonnenaufgangs schützte; und der Polarstern, unbeweglich und beständig, ein richtungsweisendes Licht.

Seit Stella die Poster, die sie extra in einem Laden in London bestellt hatte, zum ersten Mal auf dem Küchentisch ausgerollt hatte, war sie von ihnen verzaubert. Sie brachten etwas in Eliza zum Klingen: Freiheit und Hoffnung. Das Gefühl, geliebt zu werden. Und in der Zeit, in der Stella weg gewesen war, war Eliza einfach nur in ihr Zimmer gegangen, um die Poster anzuschauen. Muchas Art-nouveau-Kunstwerke, ihre geschwungenen Linien und intime Halbnacktheit waren wieder in Mode gekommen, nun, da London angefangen hatte zu swingen. Neue Klänge kamen aus ihrem Radio. »Psychedelisch, Mum«, hatte Stella ihr erklärt. Aber Eliza hatte nichts für Hippies übrig. Stella hatte zu Recht bemerkt, dass sie ihre Bewegung offensichtlich nicht guthieß, und Nicholas hatte Freude daran gehabt, ihr zu erklären, dass sie sie schlicht und ergreifend nicht verstand. Er hatte recht. Die jüngere Generation, mit ihrem selbst ausgerufenen Summer of Love, gab ihr das Gefühl, alt zu sein, müde und eifersüchtig. Aber Muchas faszinierender Kunst wurde sie nie überdrüssig. Sie konnte es kaum fassen, dass ihre Strahlkraft und ätherische Schönheit noch vor einer Zeit geschaffen worden waren, in der ihr Vater und Morris ihre Bajonette in den Schützengräben aufgepflanzt hatten.

Eliza zog am Vorhang und ließ ein Dreieck Sonnenlicht herein. Dann setzte sie sich in den Lloyd-Loom-Sessel neben dem Bett. Stella regte sich. Ein langer, blasser Arm kam unter der Decke zum Vorschein und ließ ihre Ungeduld zu Zärtlichkeit schmelzen. Aber sie erlaubte sich nicht, ihre Hand auszustrecken, um sie zu wecken. Die Rosen und der Tee waren genug.

Stella verzog ihr Gesicht und schlug die Augen auf. Als sie ihre Mutter entdeckte, setzte sie sich auf und lehnte sich an das Kopfteil des Betts. Im helleren Licht wirkten ihre Haare, als ob sie in Flammen stünden.

»Ich dachte, du möchtest vielleicht eine Tasse Tee«, sagte Eliza. »Es ist schon fast vier, und du kannst ja nicht den ganzen Tag im Bett bleiben. Sonst kannst du heute Nacht nicht schlafen. Hast du deine Haare gefärbt?«

»Das ist Henna«, sagte Stella müde, während sie sich ein Kissen hinter den Rücken

stopfte und sich ihr feuerrotes Haar aus dem Gesicht strich.

»Es sieht hübsch aus.«

Noch während Eliza das sagte, durchzuckte sie ein heißer Schmerz. Sie musste daran denken, wie Lewis sie in seinen Armen gehalten hatte und in ihr Haar geflüstert hatte. Wie dicke, goldene, süße Melasse, hatte er gesagt.

Stella griff nach der Tasse. »Es ist, als ob man sich klebrige, stinkige Erde auf den Kopf schmiert.«

Eliza blickte auf die Kleider, die aus dem Koffer quollen.

»Wie ich sehe, hast du dir neue Kleider gekauft«, sagte sie. »Mir gefällt das Kleid, das du bei deiner Ankunft anhattest. Obwohl es ein wenig zu mini ist. So etwas bekommt man in Canterbury nicht. Kaufst du in der Carnaby Street ein? Oder ist es heutzutage die Kings Road?«

Stella nickte kaum merklich, ohne eine der Fragen zu beantworten. Sie nahm einen weiteren Schluck von ihrem Tee.

»Also, was hat dich so überraschend nach Hause geführt? Ich hoffe, du hast das Haus gut abgeschlossen. Du weißt, wie es in London mit den Dieben ist.«

Eliza hörte sich selbst, ihr besorgtes Geplapper. Sie lief Gefahr, Stella zu langweilen und die Kluft zwischen ihnen weiter zu vertiefen. Sie hatte sie seit sechs Monaten nicht gesehen. Und manchmal hatte sie das Gefühl, sie überhaupt nicht zu kennen. Wie albern; sie musste sich mehr Mühe geben.

Stella hatte sich seit Januar in dem Haus in Hampstead verkrochen, um an einer Karriere als Schriftstellerin zu arbeiten. Das hatte sie ihren Eltern angeboten, als Wiedergutmachung dafür, dass sie durch ihre Prüfungen gefallen war, dass sie das College abgebrochen hatte, dass sie die Erwartungen, die Eliza versucht hatte, nie auszusprechen, nicht erfüllt hatte. Nicholas hatte gesagt, es sei in Ordnung, solange Stella glücklich sei, und Morris hatte gesagt, natürlich solle die Kleine es tun. Auch Mathilde hatte sie dazu ermutigt. Immerhin war London die helle, strahlende Smaragdenstadt. Nur Eliza konnte sich nie ganz damit anfreunden; ihre negativen Gefühle ließen sie stumm bleiben. Stella war voller Euphorie aufgebrochen, aber nun war sie zurückgekehrt – vorzeitig und ohne Erklärung.

»Hast du Beziehungsprobleme?«, fragte Eliza in kühlem, trockenem Ton.

Stella setzte ihre Teetasse ab. »Nein, nichts dergleichen.«

»Du hast doch nicht etwa angefangen, Drogen zu nehmen, oder?«

Stella warf ihren Kopf in den Nacken und lachte laut auf. »O Mum, ich versuche, Schriftstellerin zu werden. Dazu brauche ich einen klaren Kopf.«

»Ich frage nur, weil man überall in den Zeitungen davon liest.« Sie kam sich albern vor. Jetzt gab sie sich zu viel Mühe. »Erst kürzlich hat dein Vater einen Artikel über Marihuana in der Times gelesen. Darin stand, dass es den kreativen Prozess unterstützen könne.«

»Ja, wenn man ein berühmter Popstar ist«, meinte Stella.

Eliza spürte Stellas wachen Blick auf sich ruhen, sah die Unschuld in ihrem Gesicht. Sie merkte, dass sie ihre Hand nach ihr ausstrecken, sie in den Arm nehmen wollte.

»Also ...« Ihre Stimme klang ganz dünn vor Sorge. »Warum bist du dann nach Hause gekommen?«

Stella stöhnte und rutschte wieder ins Bett hinunter. Sie rollte sich wie ein Fötus zusammen und schloss ihre Augen. Ihr dichtes Haar verbarg ihr Gesicht.

»Mum, ich habe Heimweh bekommen. Ich wollte einfach nur hier sein. Ich weiß, dass du dich fragst, warum ich noch keinen Bestseller veröffentlicht habe.« Ihre Stimme klang dumpf, erschöpft und rau. »Alles, was ich habe, ist ein abgelehntes Manuskript und ein paar Schecks für die Geschichten, die ich für das lokale Schmierblatt Ham & High geschrieben habe. London swingt nicht besonders, weißt du, wenn man kein Geld hat.« Sie öffnete ihre Augen und Eliza war erschüttert von ihrer Farbe. Sie war wie die seine.

Stella brach das Schweigen. »Ich liebe Forstall, so einfach ist das. Die ganzen Geschichten, die Grandpa mir darüber erzählt hat. Ich habe mich an sie erinnert, als ich allein war und durch dieses düstere Haus in London gestreift bin, während ich eigentlich schreiben sollte. Wie alt Forstall ist. Wie Queen Elizabeth I. einmal hier übernachtet hat ...«

Eliza zog eine Augenbraue hoch und stimmte in das Kichern ihrer Tochter ein.

»Und ich habe erkannt, Mum, wie wichtig mir mein Zuhause ist. Und die Geschichte von Grandpa Morris und Grandpa Richard. Wie sie sich im Ersten Weltkrieg begegnet sind. Das sind meine Wurzeln. So bin ich entstanden ...«

Eliza stand abrupt auf und ging zum Fenster. Sie zog die Vorhänge zurück und drückte den Fensterflügel weiter auf. Der Rosengarten unten verschwamm in den Tränen, die sich in ihren Augen sammelten.

»Ich habe die ganze letzte Nacht hindurch geschrieben. Über meine beiden Großväter«, erklärte Stella. »Und als es zu dämmern begonnen hat, habe ich auf den Park hinausgeschaut und ohne groß nachzudenken entschieden. Ich hab meinen Koffer gepackt und mich auf den Weg nach Hause gemacht. Ich habe den Milchzug genommen.«

»Es ist ziemlich einsam dort, oder?«, sagte Eliza leise und versuchte, ihre Tränen zurückzudrängen. »Ich habe mich die ganze Zeit schon gefragt, ob es so klug ist, dass du dort ganz alleine wohnst.«

Sie dachte an das hoch aufragende Stadthaus mit Blick auf den Park. An die Zeit, die sie nach Ende des Kriegs dort verbracht hatte, in dem Versuch, ihre Seelenqual zu lindern, in der Hoffnung, dass Lewis' Geist sie trösten würde, denn wenn er irgendwo war, dann ganz sicher in Hampstead. Verzweifelt und allein in einer Stadt voller Fremder hatte sie versucht, nach ihrem Zusammenbruch – den ihre Familie totschwieg – wieder auf die Beine zu kommen.

»Ha, Mum, fast hätte ich es vergessen!« Stella, plötzlich voller Energie, sprang mit wallendem Nachthemd aus dem Bett. Sie kniete sich neben ihren überquellenden Koffer und strich sich die Haare hinter die Ohren. Sie wühlte im Koffer herum und zog eine ramponierte Fellmütze und kleine, fleckige Kinderhandschuhe hervor. »Schau mal, was ich gefunden habe. Das müssen deine sein, oder?«

»Nein, nicht meine«, sagte Eliza aus Reflex, ohne die Sachen wirklich anzuschauen. »Wir haben das Haus in den Fünfzigern doch jahrelang vermietet gehabt. Wahrscheinlich gehören sie irgendwelchen Mietern. Sie können in die Kleidersammlung.«

»Ah, aber was ist damit?«

Stella holte etwas aus ihrer Handtasche. Mit einem Ring zwischen ihren Fingern ging

sie zu Eliza. Das schlichte, rotgoldene Schmuckstück glänzte aggressiv im Sonnenlicht.

»Ich habe ihn ganz hinten im Wäscheschrank gefunden. Vielleicht ist er jemandem vom Finger gerutscht, als er oder sie die Handtücher eingeräumt hat. Sieht aus wie ein Ehering.«

Eliza hielt ihre linke Hand hoch. »Nun, es ist ganz sicher nicht meiner«, meinte sie und versuchte verzweifelt, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr sie der Anblick nach all den Jahren aus der Fassung brachte.

Sie zwang sich dazu, sich wegzudrehen und sich die Mütze und Handschuhe genauer anzusehen.

»Wenn ich es mir recht überlege, müssen die mir gehören. Oh, man kann die Mottenkugeln riechen. Die Handschuhe würden mir jetzt nicht mehr passen. Ich hatte früher so zarte, schmale Hände. Ich habe aber immer noch schmale Füße. Füße verändern sich normalerweise kaum. Wie altmodisch diese Mütze ist. Unglaublich, dass ich sie tatsächlich einmal getragen habe ...«

»Ich frage Dad wegen des Rings. Vielleicht weiß er mehr.«

Eliza wandte sich von ihr ab und ging zur Tür.

»Stella, am besten ziehst du dich jetzt an. Grannie macht Käsetoast für dich. Dein Lieblingsessen.«

Sie wollte das Zimmer so schnell wie möglich verlassen, um Stellas Fragen zu entkommen, und machte einen Schritt zur Tür hinaus.

»Hübsche Rosen, Mum.« Stellas Worte ließen sie abrupt stehen bleiben. »Ich habe sie gerochen, als du sie hereingebracht hast. Sie haben mich aufgeweckt. Ich habe von Onkel Martyn geträumt.«

Ein Geräusch unterbrach Stella. Es hörte sich an wie ein laufender Wasserhahn, ein feiner Wasserstrahl. Es war eine willkommene Ablenkung, denn es bedeutete, dass Eliza zumindest einen Moment lang aufhören konnte, an das Haus in Hampstead zu denken. Und an den Ring. Sie drehte sich zum Fenster.

»Regnet es?«

Aber der Himmel war wolkenlos, die Sonne strahlte. Sie folgte Stellas Blick zum Kamin, wo in einem dünnen Faden Gipsstaub aus dem Schornstein in die Feuerstelle rieselte. Plötzlich wurde der Faden dicker, und Teile des Verputzes und des Mauerwerks mischten sich darunter. Sie prasselten wie Hagelkörner herunter, prallten von den Bodendielen ab und wurden in die Ecken des Zimmers geschleudert.

Eliza schrie auf. »Um Gottes willen, der Schornstein ist eben erst gekehrt worden!«

Beide eilten zur Tür, als das furchterregende Crescendo in einer dichten Rußwolke gipfelte, die sich rasch im Zimmer ausbreitete.

»Was zum Teufel ...?«

»O mein Gott, sieh dir das an.«

Als der Staub sich ein wenig gelegt hatte, ging Stella barfuß zum Kamin. Auf Zehenspitzen bewegte sie sich über Mauerbrocken und Schutt und verzog vor Schmerz das Gesicht, während sie versuchte, mit ihren Händen die Staubschwaden zu vertreiben.

»Was zur Hölle tust du da?« Eliza zog ihr Taschentuch aus dem Ärmel und hielt es sich über die Nase. »Du verletzt dir die Füße. Gott, ich hasse Staub.«

»Ich habe etwas fallen gehört.«

»Ja, es klang, als ob der halbe Schornstein heruntergefallen wäre!«

Stella kauerte sich nieder und stupste vorsichtig gegen einen Klumpen, der zwischen den Trümmerteilen lag.

»Ich glaube, es ist ein toter Vogel.«

Eliza stieß einen angeekelten Seufzer aus.

»Ich glaube, es ist eine Taube«, meinte Stella. »Schwer zu sagen. Wer weiß, wie lange sie schon da oben gewesen ist. Sie ist ziemlich mumifiziert.«

»Das reicht.«

Eliza ging zur Treppe und rief nach Nicholas. Ihr Schrei zerriss den zerbrechlichen Frieden im Inneren des Hauses.

Sie wartete angespannt, bis sie ihn von ferne antworten hörte, dann ging sie zurück zur Tür. Sie sah, wie Stella den toten Vogel an einer Flügelspitze hochhob. Sie hielt sich am Türrahmen fest, angeekelt, als ihre Tochter den Vogel aus dem Trümmerhaufen zog und auf den Kaminsims legte. Es war ein weiteres Geheimnis, ein weiterer Hinweis auf die Vergangenheit, wie die mumifizierte Maus, die Forstall wieder von sich gegeben hatte. Sie hörte Nicholas' Schritte auf der Treppe hinter sich. Er schob sich an ihr vorbei und blieb mitten im Zimmer stehen.

»Ach herrje, was für eine Sauerei!«

»Sieh dir das an, Dad«, sagte Stella munter. Sie winkte ihn aufgeregt zu sich. »Schau, was ich gefunden habe.«

Nicholas trat zu ihr, unbeeindruckt von dem Minenfeld aus Geröll, beugte seinen großen Körper und stützte sich auf den Knien ab. Sein Gesicht war vor Anstrengung gerötet, das helle Haar auf seinem fast kahlen Kopf zerzaust. Er blickte durch seine Brille, dann nahm er sie ab, um besser sehen zu können.

»Großer Gott! Da ist eine Bakelit-Kapsel an ihrem Bein befestigt. Erinnerst du dich an sie, Eliza? Es muss sich um eine Brieftaube handeln.«

Sie presste ihr Taschentuch fester über ihren Mund. So flach atmend wie möglich trat sie vorsichtig einen Schritt näher.

»Ich glaube, es ist tatsächlich eine«, sagte Nicholas hustend und versuchte, den Staub vor seinem Gesicht wegzuwedeln. »Muss eine von Castles Tauben sein. Hat sich wohl auf dem Heimweg verirrt und ist in unserem Schornstein stecken geblieben.«

Eliza protestierte. »Aber das war doch mit Ende des Krieges vorbei. Kann sie tatsächlich so lange dort gewesen sein?«

»Wer ist Castle?«, wollte Stella wissen.

»Erinnerst du dich nicht an ihn?«, fragte Nicholas. »Nein, wahrscheinlich nicht.«

»Gott sein Dank erinnert sie sich nicht«, murmelte Eliza.

»Ihm gehörte die Farm die Straße hinunter, in der Nähe von Wickhambreaux«, sagte er. »Er hielt während des Kriegs Brieftauben. Wurden zur selben Zeit vom Kriegsministerium beschlagnahmt wie der Stour-Flügel. Inzwischen ist er natürlich tot. Und seine Tochter Jessica ebenfalls, glauben wir.«

»Ihr glaubt?«, fragte Stella, drehte sich aber, ohne auf eine Antwort zu warten, zurück zu der Taube.

Eliza konnte nicht atmen. Ihr Blut stockte, während eine lange Reihe verstörender Erinnerungen vor ihrem inneren Auge vorbeizog. Ihre Hände wurden kalt, ihre Finger zitterten. Sie knüllte ihr Taschentuch in ihrer Faust zusammen und zwang sich dazu, vorwärts zu gehen, sich ihren Weg durch den Schutt auf dem Zimmerboden zu suchen, um sich den merkwürdigen Behälter, der an dem Vogel befestigt war, näher zu betrachten.

Stella löste eifrig die Kapsel vom Bein der Taube, das augenblicklich zu Staub zerfiel. »Ich frage mich, ob eine Nachricht drinsteckt ...«

Geschickt nahm sie den Deckel von dem Behälter. Das Ende eines zusammengerollten Zettels kam zum Vorschein. Sie gab einen entzückten Laut von sich und fing an, ihn herauszuziehen.

»Sei vorsichtig«, sagte Nicholas. »Das Papier ist sicher alt und brüchig. Sieht in meinen Augen definitiv so aus, als würde es aus Kriegszeiten stammen. Was meinst du, Eliza?«

Sie machte einen Schritt zurück, schweigend und ohne zu blinzeln, während ihre Tochter die Nachricht aus der Kapsel zog und hochhielt.

»Bring sie zum Fenster, da ist mehr Licht«, wies Nicholas sie mit sich vor Aufregung überschlagender Stimme an. »Mein Gott, da werden Erinnerungen wach, oder? Die Brieftauben des alten Castle. Nachrichten von der Résistance. Großartig.«

Elizas Erinnerungen wurden klarer. Sie flüsterte: »Die Nachrichten ...«

Stella wandte ihr kluges Gesicht Eliza zu. »Natürlich. Mum, du sprichst fließend Französisch wegen Grannie. Warst du involviert? Du musst es gewesen sein. Hast du die Nachrichten übersetzt?«

Eliza brachte keinen Ton heraus. Im Geist war sie wieder im Krieg. Sie erinnerte sich an die langen Tage, die sie damit zugebracht hatte, Nachrichten zu entschlüsseln, während das Morsegerät im Salon des Stour-Flügels die ganze Nacht hindurch klopfte. Austausch von Informationen. Begrabene Geheimnisse. Auf Messers Schneide zwischen Leben und Tod. Lewis, der sie in den Armen hält, seine Hände tief in ihrem Haar vergraben.

»Uns wurde gesagt, dass wir niemals darüber sprechen dürfen«, sagte sie mit leiser, erstickter Stimme. »Deshalb werde ich es auch jetzt nicht tun.«

Stella, die ihr offensichtlich gar nicht mehr zuhörte, konzentrierte sich darauf, die beiden zusammengehefteten Blätter auseinanderzurollen. Mithilfe ihrer Hände breitete sie sie auf ihrem Frisiertisch aus.

Eliza starrte darauf. Sie erkannte sofort, was Stella da vor sich hatte. Das war keine gewöhnliche Nachricht. Dieses Dokument war so wertvoll, dass sein Verlust während des Krieges als absolute Katastrophe gegolten hatte. Und sie hatte dieses Dokument geschaffen, hatte nächtelang daran gearbeitet. Es war in einem Safe verwahrt worden, nur eine Handvoll Leute hatte von seiner Existenz gewusst. Und die ganze Zeit über war es hier gewesen, eingeklemmt im Schornstein über dem Schlafzimmer ihrer Tochter. Und sie hatten es nur entdeckt, weil sie beschlossen hatte, den Kamin kehren zu lassen, um sich rechtzeitig auf die ersten Feuer des Herbstes vorzubereiten. Elizas Haut fing an zu brennen. Kalter Schweiß brach ihr aus und überzog ihre Kopfhaut.

Nicholas hob das Dokument hoch, um es zu untersuchen. »Das ist ja wirklich außergewöhnlich.«

Das hauchdünne, transparente Deckblatt trug ein Gitter, auf dem verschiedene durch Linien miteinander verbundene Punkte markiert waren und an ein Sternbild erinnerten. Darunter befand sich eine Generalstabskarte von Kent. Und quer über das obere Rasterblatt hatte jemand eine Nachricht gekritzelt. Mit verblasster Tinte geschriebene Druckbuchstaben, die sich ein wenig zur Seite neigten.

»Diese Nachricht ist nicht verschlüsselt. Sie ist auch nicht auf Französisch«, sagte Nicholas und besah sie sich genauer. »Sie ist in gutem altem Englisch geschrieben, ah ...« Er sog Luft durch die Zähne ein und blickte fragend zu Eliza auf.

Mit verschwommenem Blick sah sie ihren Mann an. Sie fasste sich mit einer Hand an den Hals, um das Schluchzen zu unterdrücken, das in ihrer Brust, ihrem Hals, ihrem Gesicht aufstieg und ihr die Luft zum Atmen nahm.

»Weißt du, was das ist?«, fragte er.

Sie nahm das Dokument aus seiner Hand und hielt es in ihren zitternden Fingern. Ihre Karte. Ihre Sternkarte. Am Ende der handgeschriebenen Nachricht stand ein Wort. Keine Gruß oder Code. Nur ein Wort. Lewis. Sie schlug eine Hand vor den Mund.

»Er hat es getan«, flüsterte sie. »Er hat es versucht ...«

»Wer hat was getan«, wollte Stella wissen. »Wer, Mum?«

Ihr Inneres wurde plötzlich ganz leer. Mit voller Wucht wurde sie in die Vergangenheit zurückkatapultiert, in eine Zeit, in der sie aus tiefstem Herzen, leidenschaftlich, bedingungslos geliebt worden war. In eine gefährliche, wundervolle Zeit, in der Schuld und Verlangen sie gleichermaßen in Fesseln geschlagen hatten. Man hatte ihr gesagt, dass sie niemals darüber sprechen dürfe.

Die Karte zitterte, als sie sie wieder ins Licht hob, und die Leere in ihr füllte sich mit einem wilden, unsinnigen Gefühl des Triumphs. Sie las Lewis' Nachricht immer und immer wieder. Endlich, die Wahrheit.

# TEIL I

Der Mond

»Der nur ein Gesicht zeigt«

# Eins

*Eliza, 1939*

Eliza stieg auf den Zaunübertritt und wartete auf die anderen beiden. Wie vertraut ihre diese Aussicht war, der Teppich aus Feldern und Plantagen. Sie erklimmte eine weitere Leitersprosse und schirmte ihre Augen ab, um dem mäandernden Lauf des Little Stour zu folgen, der sich träge zwischen Schilf und Weiden dahinwand. Locker angeordnete Reihen von Büschen und Bäumen markierten den Verlauf der Feldwege, Haupt- und Nebenstraßen. Die weißen Spitzen der Hopfendarren und Backsteingiebel der Farmhäuser lugten dazwischen hervor. Wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte, konnte sie in der Ferne den Turm der Kathedrale von Canterbury ausmachen, bis zum Ende ihrer Welt sehen.

Das Obst in den nahe gelegenen Obstgärten war erntereif. Gedrungene Bäume, schwer behangen mit den Äpfeln des sich dem Ende zuneigenden Sommers, standen in ordentlichen Reihen, die Früchte leuchteten wie Juwelen. In den Hopfenplantagen hingen die fedrigen Dolden von den Rankgestellen und wiegten sich schimmernd in der leichten Brise. Eine Amsel rief ihr aus dem Hagedorn zu und erfüllte die Luft mit ihrem Lied. Der Vogel war Teil ihrer Welt, die nicht besonders groß war. Denn wie jeden Tag spielte sich ihr Leben in demselben kleinen Dreieck ab. Normalerweise bewegte sie sich zwischen ihrem im Schatten der Kathedrale gelegenen Haus in Nunnery Fields, der Sekretärinnenschule am Rande der Stadt und Forstall Manor, wo sie Nick und die Staveleys besuchte. Heute, am Sonntag – wie an jedem anderen Sonntag auch –, war sie mit Maman und Martyn in Canterbury in den Bus gestiegen, um zum Essen nach Forstall zu fahren. Aber heute gab es eine Abweichung von ihrer üblichen Routine: Obwohl morgen Montag war, hatte Nicks Mutter Sybil sie eingeladen, über Nacht zu bleiben.

Eliza fragte sich, wo die anderen blieben, und spähte den Reitweg entlang. Martyn trottete auf sie zu, er wirkte jetzt schon gelangweilt. Sein Hemd hing aus der Hose; eine Hand hatte er lässig in die Hosentasche gesteckt, in der anderen trug er den Koffer, der immer wieder gegen sein Knie stieß. Er kam ziemlich schief daher. Am Tag zuvor hatte er sich die Haare schneiden lassen, und Eliza konnte die rasierte weiße Linie im Nacken und über den Ohren erkennen, die die Bräune seines langen und unbeschwerten Sommers zur Geltung brachte.

Mathilde, ihre Mamam, folgte ihm. In ihrem besten Sonntagskleid und mit der Handtasche am gebeugten Arm wirkte sie so würdevoll wie immer, obwohl es sie einige Anstrengung kosten musste, sich mit den hohen Absätzen auf dem unebenen Weg fortzubewegen. Ihr Kopftuch war eher weniger kleidsam. Eliza gefiel es besser, wenn ihre Mutter keine Kopfbedeckung trug und man ihr wunderbar üppiges Haar sehen konnte. Denn dann fielen die Jahre einfach von ihr ab.

»Kommt schon, ihr beiden«, rief sie. »Mamam! Martyn! Wir haben es gleich geschafft.«

Ihr Bruder stieß einen Pfiff aus in dem Versuch, die Amsel nachzuahmen. Mit schief gelegtem Kopf wartete er auf eine Antwort. Als keine kam, verzog er verärgert das

Gesicht. Er merkte, dass Eliza ihn beobachtete, und tat so, als ob er stolpern würde, sie fiel aber nicht auf ihn herein. Er nahm den Koffer in die andere Hand und zog mit düsterer Miene seinen Fuß durch die Wagenspur.

»Denk doch mal nach, Martyn«, versuchte sie ihn aufzumuntern. »Auntie Sybil hat vielleicht deinen Lieblingskuchen gebacken.«

»Sag mir nicht, über was ich nachdenken soll«, fuhr er sie wütend an, »vor allem nicht, wenn ich gerade selber mit Nachdenken beschäftigt bin.«

»Ist es mal wieder schwierig mit ihm?«, fragte Mathilde, die inzwischen aufgeholt hatte.

»Es überrascht mich, dass du überhaupt fragst«, entgegnete Eliza. Dann wandte sie sich an ihren Bruder und wollte von ihm wissen, was genau so wichtig war, dass er darüber nachdenken musste.

»Das ist meine Privatsache, aber wenn du es unbedingt wissen willst ...« Seine Augen funkelten wütend unter seinem ihm in die Augen hängenden Pony hervor. Offensichtlich hatte er den Friseur gebeten, sein Haar nur hinten und an den Seiten zu kürzen, vorne aber lang zu lassen. »Ich habe mich gefragt, wie oft wir wohl in all den Jahren diesen schönen Weg hier entlanggestolpert sind. Es dauert jedes Mal eine Ewigkeit, bis wir in Forstall sind. Die endlose Warterei auf den Bus in der Stadt, die endlose Schaukelei über langweilige Landstraßen. Und dann noch dieser endlose Fußweg.«

»Die Dinge dauern immer länger, wenn man ein Kind ist«, versicherte Mathilde ihm, als sie den Übertritt erreichte. Sie war ein wenig außer Atem und lehnte sich neben Eliza an den Zaun. »Und für mich bist du immer noch ein Junge – immer noch mein Tim.«

»Aber ich finde, es ist an der Zeit, dass du erwachsen wirst, Martyn«, warf Eliza rasch ein, bereute es aber sofort, als sie sah, wie sehr ihn ihre Worte trafen.

Sie versuchte ihn zu necken. »Du liebst Forstall, Martyn, du weißt es nur noch nicht. Dir würde etwas fehlen, wenn wir nicht mehr hierherkommen würden.«

Ihr Bruder senkte den Kopf. Er war immer noch wütend und ließ sich nicht aus der Reserve locken.

Mathilde ließ ihren Blick zwischen ihren Kindern hin- und herwandern und bat sie zu warten, während sie sich kurz ausruhte. Sie tupfte sich das Gesicht mit ihrem Taschentuch ab und verlangte nach dem Parfum in Elizas Handtasche.

»Ich weiß nicht, ob wir wirklich über Nacht bleiben müssen, wenn Martyn nicht möchte«, meinte Mathilde und betupfte sich hinter den Ohren mit Parfum. »Wir können den Bus um neun heute Abend in Wickhambreaux nehmen.«

Eliza brachte zaghaft an, dass es doch wunderbar wäre, eine Nacht außerhalb der Stadt zu verbringen, solange das Wetter noch so schön war. »Wir wollen doch bleiben. Wir können entspannen, uns amüsieren und mit den Staveleys zu Abend essen. Einen netten Abend mit ihnen verbringen. Und dann morgen ganz gemütlich heimfahren. Es ist wirklich nett von Sybil, dass sie uns eingeladen hat.«

»Ich möchte nur niemandem zur Last fallen«, seufzte Mathilde.

Eliza beobachtete, wie sich ihre Mutter mit dem Taschentuch übers Gesicht fuhr. Ihre Augen wirkten traurig. Sie hatte eine senkrechte Furche in der Mitte ihrer Stirn, die nicht mehr wegging, aber es gab auch viel zu bewundern: die feine, makellose Haut einer

französischen Lady, ihre klaren, feingeschnittenen Gesichtszüge. Den Umstand, dass sie Witwe war, trug sie mit stillem, in sich gekehrtem Stolz.

»Müssen wir wirklich bleiben? Wir kommen toujours hierher ...«

Eliza fing den Blick ihrer Mutter auf und verstand.

Sie sagte: »In diesem Fall wird Nick uns sicherlich heute Abend gerne nach Hause fahren.«

Martyn gab ein höhnisches Lachen von sich, was Elizas Amsel aufschreckte, die ehrgeizig im Gebüsch vor sich hin gezwitschert hatte. Sie flatterte mit einem lauten Schrei auf und schwang sich über der Obstplantage in die Lüfte.

»Herrgott, bleiben wir jetzt hier stehen und quatschen oder gehen wir endlich weiter?« Sein Gesicht war wutverzerrt. »Wenn wir heute Abend heimfahren, warum habe ich dann diesen Koffer für euch beide geschleppt? Ich habe nur eine Zahnbürste eingepackt, keine Ahnung, was sonst noch alles drin ist.«

Mathilde lächelte. »Martyn. Sybil und Morris sind immer so gut zu uns. Ich fühle mich ihnen einfach verpflichtet, ich bin nicht in der Lage, ihnen irgendetwas zurückzugeben«, sagte sie und wandte sich ab, um die Aussicht zu bewundern. »Und schau dir das an. Diese Schönheit. Wie kann es hier so friedlich sein, während dort all diese Dinge vor sich gehen?«

»Komm schon, Maman, lass uns nicht daran denken.« Eliza hakte sich bei ihr unter und zog sie weiter. »An dieser Landschaft hier wird sich nichts ändern. Das kann ich dir versprechen.«

»Aber es ist unabwendbar, du Dummkopf«, mischte sich Martyn ein. »Du liest doch die Zeitung, oder etwa nicht?«

»Aber, aber, Eliza, Tim ...«, fing Mathilde an, korrigierte sich dann aber. »Ihr seid keine Kinder mehr, also hört auf, euch so zu benehmen ...«

»Es könnte aber tatsächlich gut sein, dass wir nächstes Jahr um diese Zeit deutsch sprechen«, sagte Martyn.

»Jamais!«, rief Mathilde aufgebracht aus. »Wag es nicht, so etwas auch nur zu sagen. Kein Wort! Ich ertrage es nicht, mir vorzustellen, dass das wieder geschehen könnte, nicht noch einmal.«

Elizas gute Laune schlug in Besorgnis um. Letztes Jahr, ein paar Monate nach ihrem Schulabschluss, hatte Mr Chamberlain mit seinem Dokument auf der Rollbahn eines Flugplatzes herumgewedelt und Frieden für ihre Zeit verkündet. Doch jetzt, kurz nachdem sie ihren Maschinenschreib- und Stenografiekurs beendet hatte, der Mathildes Meinung nach hilfreich für ihre berufliche Zukunft war, waren die Deutschen trotzdem in Polen einmarschiert.

»Nie wieder.« Mit einer wütenden Geste steckte ihre Mutter ihr Taschentuch zurück in die Handtasche. »Nein, nicht noch einmal.«

Martyn murmelte eine Entschuldigung.

»Kein Wort mehr darüber.« Mathilde ging weiter. »Eliza, dein Bruder geht zu achtlos mit seinen Worten um«, flüsterte sie. »Muss er unbedingt auf meinen Gefühlen herumtrampeln?«

Als sie hörte, wie ihre Mutter »Gefühle« aussprach, so französisch, so deutlich, lächelte

sie in sich hinein.

»Er ist jung und versucht, mutig zu klingen, vergiss das nicht«, sagte sie leise, als Martyn sie schmollend überholte. Er schlenkerte den Koffer durch das hohe Gras am Rand des Wegs und wirbelte damit ganze Wolken von Pollen auf. »Er würde lieber sterben als vor uns zugeben, dass er Angst hat.«

»Aber so sollte es nicht sein«, sagte Mathilde. »In seinem Alter sollte er keine Angst haben müssen.«

Eliza konnte die Traurigkeit in der Stimme ihrer Mutter hören. Schweigend setzten sie ihren Weg fort. War es denn fair, dass überhaupt einer von ihnen Angst vor dem haben musste, was passieren könnte? Mit ihren neunzehn war sie nur zwei Jahre älter als Martyn. Aber ihre Angst versteckte sie, der Welt zeigte sie nur ein strahlendes, mutiges Gesicht.

Sie bogen um die letzte Ecke und waren am Ende ihrer allwöchentlichen Reise angekommen. Vor ihnen lag Forstall Manor, eingebettet zwischen Bäumen, und strahlte im Sonnenlicht.

»Hallo!«, erklang eine vertraute Stimme, und Nick tauchte zwischen den Rosensträuchern auf. Seine langen Beine streiften den Lavendel und die Geranien, die am Rand des Gartenwegs wuchsen, die leichte Brise stellte sein blondes Haar auf. Er öffnete die Gartenpforte und sah Eliza an. »Was ist los mit dir, meine Liebe? Du wirkst etwas geknickt.«

»Nichts, nur ... nichts.« Sie senkte ihre Stimme. »Maman ist ein wenig traurig, sie macht sich mal wieder Sorgen um Martyn.«

»Oh, das können wir jetzt überhaupt nicht brauchen!«

Nicks gute Laune hob auch ihre Stimmung. Dankbar sah sie zu ihm auf und ein Glücksgefühl durchströmte sie. Am liebsten hätte sie sich in seine Arme geworfen und ihn auf die Lippen geküsst, ungeachtet der Tatsache, dass ihre Mutter zusah.

Aber er beugte sich nur rasch zu ihr und gab ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange, bevor er das Gleiche bei Mathilde tat. Martyn schüttelte er die Hand und klopfte ihm gleichzeitig auf die Schulter, während sich die beiden mit »Hallo, alter Kumpel« begrüßten. Nick flüsterte Martyn etwas ins Ohr, der daraufhin in lautes Gelächter ausbrach.

Nick nahm Elizas Arm und führte sie den Gartenweg hinauf. »Siehst du, ich habe Martyn von seiner schlechten Laune geheilt. Er ist Wachs in meinen Händen.«

Sie lachte erleichtert auf, dann fragte sie, wie es seinen Eltern ginge.

»Oh, den Alten geht es gut. Ma bereitet einen vorzüglichen Sonntagsbraten zu, mit allem Drum und Dran. Rosbif nur für dich, Tante Mat.«

»Nun, ich fühle mich geehrt«, meldete sich Mathilde von hinten zu Wort. Auch sie schien nun besser gelaunt zu sein. »Aber weniger wegen den Alten, Nick. Ich bin nur zehn Jahre jünger als deine Mutter. Zehn Jahre sind nichts, mein Lieber, wenn du in meinem Alter bist. Und ich möchte mich noch nicht zu den Alten zählen.«

Er lachte entschuldigend und erzählte ihr, dass sein Vater einen erlesenen 29er für sie aus dem Keller geholt habe.

»Aus purem Trotz. Roastbeef, Yorkshire Pudding, das beste Sonntagsessen, das man

sich nur vorstellen kann, und dazu einen Baron-de-Rothschild. Wenn es sein muss, lassen wir uns eben volllaufen. Du-weißt-schon-wer kann uns mal kreuzweise.« Er machte eine unanständige Geste zum Himmel. »Oh, entschuldige, Tante Mat, ich vergesse meine guten Manieren.«

»Schon in Ordnung, Nicholas. Auch ich verabscheue Mr Hitler.«

Eliza drückte seinen Arm und kicherte erleichtert. Nick schenkte ihr ein verschwörerisches Lächeln, und sie fühlte sich wieder wie an jenem kurzen, dunklen Tag im letzten Winter, als der Mond tief über den vereisten Feldern gehangen hatte und sie auf seinem Schlitten den schneebedeckten Hügel neben dem Pflaumengarten hinuntergesaust waren, den einzig guten Schlittenhang in der unter Weiß verborgenen form- und farblosen Landschaft. Sie hatte so gelacht, dass sie sich beinahe in die Hose gemacht hätte, und Nick hatte ihr eine feuchte Haarsträhne aus dem Mund gezogen. Ihre Wollmütze hatte sie längst schon verloren, und er hielt ihre Hände fest in seinen, um sie zu wärmen. Und als sie unter den kahlen Bäumen heiße Schokolade aus der Thermosflasche getrunken hatten, hatte er ihr ins Ohr geflüstert, dass er sie liebe.

Jetzt, als sie mit ihm in dem kühlen Flur von Forstall Manor stand, fühlte Eliza diese Liebe wieder in sich aufsteigen, wie ein neuer, aufregender Bestandteil ihres Blutes.

»Kommt nur rein!« Sybil trat aus der Tür des Wohnzimmers, um sie zu begrüßen. Sie sah schick aus in ihrer grauen Hose und der zitronengelben Bluse. Ihr helles Haar hatte sie zu einer festen Banane hochgesteckt. »Es ist so ein schöner Morgen, dass wir die Terrassentüren geöffnet haben. Wir können unseren Aperitif entweder drinnen in den Sesseln oder draußen in der Sonne einnehmen. Ganz wie du möchtest, Mathilde.« Ihr Blick fiel auf den Koffer, den Martyn neben der Treppe hatte fallen lassen. »Es freut mich so, dass ihr über Nacht bleibt. Ich kann etwas nette Gesellschaft wirklich gebrauchen. Ich habe Morris in den Garten geschickt, weil er mich mit seiner schlechten Laune in den Wahnsinn getrieben hat. Für meinen Geschmack hat er seine Pfeife viel zu früh gestopft.«

Eliza warf ihrer Mutter einen Blick zu, der sagen sollte: Siehst du, wir sind willkommen.

»Er ist nervös, Ma, deshalb raucht er wie ein Schlot«, meinte Nick. »Die Nachrichten fangen gleich an. Er raucht immer zu viel, wenn er angespannt ist.«

Morris musste sich genauso große Sorgen machen wie Maman, und vielleicht hatte auch Nick das erkannt, dachte Eliza, während er wieder anfing, Martyn zu necken.

»Hast du deine Hose gesehen, Kumpel? Sie ist voller Kletten.«

Zufrieden beobachtete Eliza, wie Martyn mit unverhohlener Bewunderung zu Nick aufsaß, der einen Kopf größer und gute fünf Jahre älter war als er selbst.

Sybil schob Mathilde ungeduldig durch die Tür ins Wohnzimmer. »Komm, meine Liebe, es hat keinen Sinn, sich darüber Gedanken zu machen, was sie im Radio sagen könnten oder nicht. Wie immer wird viel heiße Luft von diesen Politikern kommen, mehr nicht. Es wird auch wieder vorbeigehen. Lass uns ein Gläschen trinken.«

Sie ging voraus zu dem Tablett, auf dem Gläser und Flaschen bereitstanden, und fing an, Sherry in winzige Gläser zu gießen, wobei einige bernsteinfarbene Tropfen auf dem silbernen Tablett landeten.

»Nun, wahrscheinlich tue ich Morris unrecht. Ich denke, wir sind alle etwas neben der Spur heute Morgen.«

Eliza trat neben Sybil, um das Einschenken zu übernehmen, und war überrascht, wie ruhig ihre Hände waren.

»Danke, Eliza, meine Liebe«, sagte Sybil. »Und ich brauche Martyns Hilfe mit dem Radio. Ich glaube, die Batterie ist fast leer.«

Martyn schien erfreut darüber, etwas zu tun zu haben, und beugte sich über die schimmernde Bakelit-Anlage auf der Anrichte. Er drehte an einem Knopf, woraufhin ein lautes Knacken zu vernehmen war.

Eliza reichte Sybil ein kleines, filigranes Glas, das bis zum Rand mit Sherry gefüllt war. »Pass auf, dass du nichts verschüttest, Ma!«, rief Nick. »Vielleicht solltest du lieber eine Schnabeltasse nehmen.«

Er versuchte, witzig zu sein, aber Eliza sah, dass seine freundlichen grauen Augen von Sorge umschattet waren.

»Sehr lustig, Nick«, brummelte Sybil. »Komm, Mathilde, überlassen wir die Kinder sich selbst und setzen uns auf die Terrasse.«

Eliza drehte sich lächelnd zu Nick, aber er hatte seine Aufmerksamkeit bereits Martyn und seinem Versuch, das Radio zum Laufen zu bringen, zugewandt, also folgte sie den Frauen nach draußen. Sie setzten sich auf die Gartensessel und hielten ihre Gesichter in die Vormittagssonne. Mathilde nahm ihren Schal ab und ihr dickes, rotbraunes Haar fiel ihr elegant über die Stirn. Sie schaffte es, angespannt zu lächeln, als sie merkte, dass Eliza sie ansah.

»Wir haben vor, im Garten einen Luftschutzbunker zu bauen«, erzählte Sybil. »Morris hat Wellblech bestellt, und ich hab ihm gesagt, dass es furchtbar aussieht. Also wird der Bunker hinter den Schuppen gebaut. Ich will, dass er den Bunker begrast, was er natürlich irgendwann tun wird. Aber ich überlasse alles ihm ... und in der Kirche reden sie von Evakuierten, aber ich bin mir ehrlich gesagt immer noch nicht sicher, dass es so weit kommen wird ...«

»Es werden Kinder aus den Küstenstädten sein, die sie ins Landesinnere bringen«, sagte Mathilde. »Und auch aus London.«

Eliza lehnte sich in ihrem Sessel zurück, fest entschlossen, ganz entspannt zu bleiben. Träge beobachtete sie durch die Terrassentür, wie Martyn sich über das Radio beugte, auf den Stecker des Antennenanschlusskabels pustete und ihn an seinem Ärmel rieb, während Nick um ihn herumschwirrte und ihm gut zuredete.

Im Garten war es friedlich, nur leises Gemurmel war zu hören. Immer wieder fuhr ein Windstoß durch die Bäume, sodass die Blätter tanzten und schimmerten. Der frisch gemähte Rasen, Morris' ganzer Stolz, lag im Sonnenlicht und verströmte seinen frischen, grünen Duft. Maman hat recht, dachte sie. Wie kann es Krieg geben, wenn die Welt doch so viel Schönheit zu bieten hat?

Eliza stieg der erdige Geruch von Pfeifenrauch in die Nase und sie erblickte Morris, der über den Rasen auf sie zugeschlendert kam.

»Was für ein unpassender Morgen für so etwas«, rief er. »Läuft das Radio wieder, Nicholas? Diese Sendung ist wichtig. Der Premierminister wird sprechen.«

Sybil meldete sich zu Wort. »Wir wissen nicht, wie wichtig die Meldung tatsächlich ist, Morris. Keiner von uns weiß das. Vielleicht hat sich alles in Wohlgefallen aufgelöst, so wie

letztes Jahr. Erinnerst du dich an Chamberlain und die Konferenz von München? Hitler wollte Frieden, oder? Lasst uns einen kühlen Kopf bewahren, bis es so weit ist.«

»Wie viel Sherry hast du schon getrunken, meine Liebe?«, fragte Morris.

Sie wedelte mit der Hand, um ihn zu verscheuchen, und Morris betrachtete seine Frau einen Moment lang, während er gedankenversunken an seiner Pfeife zog. Sein Gesicht verschwand für ein paar Sekunden komplett hinter dem Rauch.

»Ah, und hier ist ja mein Goldschatz.« Er trat zu Eliza und legte ihr zur Begrüßung kurz die Hand auf die Schulter. »Und wo ist mein Glas?«

»Entschuldige, Morris.« Eliza stand auf. »Ich habe dich ganz vergessen.«

Er lachte. »Wie konnte das nur passieren?« Er nahm in ihrem Sessel Platz.

Nachdem sie alle Gläser aufgefüllt hatte, setzte sich Eliza auf die Gartentreppe. Die Radiosendung fing nun bald an. Sie blickte zu ihrer Mutter und sah neue Angst und düstere Erinnerungen über das Gesicht ihrer Mutter gleiten. Sybil, die neben ihr saß, kippte ihren Sherry hinunter und Morris räusperte sich, sein Kopf war gerade aufgerichtet, als wäre er in Habachtstellung. Die Schulter, die im Großen Krieg von einer Kugel getroffen worden war, wirkte steif und unnatürlich verdreht unter seinem Hemd. Nick stand dicht hinter ihr auf der Treppe. Sie war sich seines Atems bewusst und versuchte, ihr Gesicht so entspannt wie möglich zu halten. Ihr Bauch fühlte sich an, als wäre er voller Fliegen.

Durch die Terrassentüren kam ein knisterndes statisches Geräusch, als Martyn mit einem unpassenden Jubelschrei endlich BBC gefunden hatte. Zunächst erklang die ernste Stimme des Ansagers, gefolgt von den abgehackten Worten Neville Chamberlains. Während er sprach, begannen seine Worte, sich in Elizas Kopf zu drehen – unabwendbar und unerbittlich, ihr Leben für immer verändernd.

»... wenn wir bis elf Uhr nichts von ihnen gehört haben ... es ist keine solche Erklärung eingegangen ... Wir haben ein reines Gewissen ... Sie alle werden ihre Rolle spielen ... Ich bin mir sicher, dass das Gute siegen wird.«

In der Stille, die folgte, während die Nachricht über Englands Kriegseintritt wie ein kalter, harter Stein in ihr Bewusstsein einsank, blickte Eliza in die schockierten Gesichter ihrer Familie, ihrer Freunde. Sie streckte ihre Hand nach oben, um Nicks Hand zu nehmen, aber er stand nicht mehr neben ihr, sondern eilte ins Haus. Er schaltete das Radio aus und Eliza sah entgeistert zu, wie er über die Terrasse an der stummen, betäubten Versammlung vorbei direkt auf sie zukam. Er schnappte ihre Hand und zog sie hoch.

»Nick, was ...?«

Aber er fing an, mit ihr über den Rasen zu rennen. Eliza protestierte, während er sie hinter sich herzog. Nick riss so heftig an ihrem Arm, dass ihr Schultergelenk schmerzte.

Außer Atem erreichten sie das Ende des Gartens. Er führte sie hinter das Gewächshaus, wo sie von der Terrasse aus nicht zu sehen waren, aus der Sicht ihrer Familien. Er lehnte sie gegen einen Baum, beinahe so, als wäre sie eine Leiter, und sank auf die Knie.

Erstaunt blickte sie auf ihn hinab. Sein Gesicht war weiß, seine Stirn von einem Schweißfilm überzogen, auf seinen Wangen prangten rote Kreise. Seine grauen Augen glänzten.

»Nick, ich kann kaum sprechen, ich bekomme kaum Luft – was tust du da?«

Sein Atem ging schnell, seine zitternde, schwitzige Hand griff nach ihrer.

»Heirate mich«, sagt er. »Heirate mich, Eliza.«

Erschrocken zuckte sie zusammen und presste sich an den Baumstamm. Sie fühlte die raue Rinde an ihrer Wirbelsäule.

»Ich kann dich vor all dem beschützen«, flehte er. »Vor diesem Wahnsinn. Lass es uns zusammen durchstehen. Ich werde dich beschützen.«

Sie starrte in sein ernstes Gesicht, so vertraut, so sicher, während die Worte aus dem Radio durch ihren Kopf wirbelten. Bis zu diesem Moment war ihr nicht bewusst gewesen, wie groß ihre Angst war.

»Lass uns diesen Wahnsinn gemeinsam durchstehen«, flüsterte Nick eindringlich, seine Augen so groß, als wollten sie sie aufsaugen. »Was immer dieser Verrückte uns bringt, wir werden dagegen ankämpfen, wir beide. Eliza, so sag doch was. Bitte!« Er erhob sich, seine große Gestalt ragte vor ihr auf, seine Hände umklammerten immer noch die ihren.

Ein Vogel zwitscherte in den Ästen über ihr, seine klaren, reinen Töne perlten in den Morgen hinein. Eine Amsel, die trotz allem sang, auch wenn die Welt zusammenbrach, trotzig unter einem Himmel, der bald von Bombern verdunkelt sein könnte. War es dieselbe Amsel wie zuvor, die aus dem Hagedorn? War sie ihnen hierher gefolgt?

»Eliza!«

»Ja, Nick.«

»Was?«

»Meine Antwort ist Ja.« Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und drückte ihn wieder hinunter auf seine Knie. »Meine Antwort lautet Ja.«

Er presste sein Gesicht gegen ihren Bauch und sie vergrub ihre Hand in seinem Haar.

Der Garten von Forstall Manor sah aus wie immer: die Blumen in den Rabatten wiegten sich im Wind, die Blätter der Bäume raschelten, Insekten schwirrten geschäftig umher. Sie konnte sogar den Little Stour plätschern hören, der am Rande des Gartens vorbeifloss. Siehst du, sagte sie sich, es ändert sich nichts. Das hier ist mein Bestimmungsort.

Als Nick sich schließlich von ihr löste, aufstand und sie in seine Arme schloss, merkte sie, dass ihr Kleid feucht von seinen Tränen war.

# Zwei

»Fühlt sich komisch an, die Korken knallen zu lassen in Anbetracht dessen, was vorher alles geschehen ist, aber schließlich verlobt sich mein Sohn nicht jeden Tag«, sagte Morris.

»Ich zittere immer noch vom Klang der Sirene«, sagte Sybil, »ganz zu schweigen von allem anderen. So ein furchtbares Geräusch. Als ob ein Todesbote direkt auf uns zugestürmt kommen würde ...«

»Zumindest wissen wir jetzt, dass wir die Sirene hier hören können«, beruhigte Nick seine Mutter. »Die ganze Strecke von der Kirche bis hierher. Das sind bestimmt zwei Meilen Luftlinie. Aber es war ja sowieso nur ein falscher Alarm, wie Leonard Castle am Telefon gesagt hat. Nur ein Test.«

Eliza stand neben Nick auf dem Kaminvorleger. Sie hatte sich bei ihm untergehakt und hörte zufrieden zu, wie ihre Familie über Mr Castles Brieftauben, die gute Hopfenernte und darüber, was der Krieg für Morris' kleine Brauerei in Canterbury bedeuten könnte, plauderte. Schließlich kam die Sprache auf das aktuelle Thema, Gläser mit perlendem Inhalt wurden erhoben und Martyn sprach einen Toast aus.

»Alles Gute meiner großen Schwester und Nick, dem Mann, zu dem ich schon mein ganzes Leben lang aufschau und der mir hoffentlich eines Tages alles beibringen wird, was er weiß ...«

»Ich bin mir nicht sicher, ob du das wirklich alles wissen willst, alter Junge.«

Alle lachten. Eliza blickte in die Runde, um das Lächeln auf ihren Gesichtern zu sehen. Das ihrer Mutter war strahlend und verständig; Sybils ein wenig zurückhaltend. Martyns Grinsen war pure Zustimmung; Morris schaute noch immer grimmig, und Nicks Lächeln erstrahlte und erlosch, in gleichen Maßen glücklich und schwermütig. Elizas Gesicht schmerzte vom Lächeln, deshalb hörte sie auf und konzentrierte sich darauf, an ihrem Champagner zu nippen.

Eliza hörte ihre Mutter leise sagen, wie um es sich selbst zu versichern: »Sie passen gut zusammen. Das habe ich schon immer gedacht.«

Es gab eine kurze Pause, bevor Sybil feststellte: »Die Kirchen und das Rathaus werden viel zu tun haben in den nächsten Wochen. Ich erinnere mich, wie es 1914 war. Man konnte sich vor lauter Uniformen und hastig hergerichteten Bräuten kaum bewegen.«

»Aber, Tante Sybil«, meinte Martyn. »Das klingt wie eine ...«

»... überhaupt keine übereilte Blitzhochzeit«, unterbrach ihn Nick. »Es kommt doch für keinen hier überraschend, oder?«

Er blickte zu Eliza, die den Kopf senkte. Sie fühlte sich plötzlich unglaublich schüchtern, so als ob Nick ein Fremder wäre und nicht der Junge, den sie schon ihr ganzes Leben lang kannte.

»Selbst wenn es eine Überraschung ist«, sagte Eliza, »ist es eine sehr schöne, willkommene Überraschung. Und es gibt keinen Grund zur Eile, nur weil wir ab jetzt im Krieg sind.«

»Genau. Ich denke, eine Hochzeit im neuen Jahr wird uns alle aufmuntern«, meinte

Nick.

»Bis Weihnachten wird der Krieg eh vorbei sein, oder, Onkel Morris?«, warf Martyn ein.

Morris beugte sich hinunter, um seine Pfeife im Kamin auszuklopfen, deshalb konnte Eliza sein Gesicht nicht sehen, als er sagte: »Das haben sie beim letzten auch gesagt.«

»Wenn nicht, weiß ich, was ich tun werde«, meinte Martyn. »Nächstes Jahr im März werde ich achtzehn. Dann gehe ich zur Royal Air Force.«

Mathilde erinnerte ihn vorsichtig daran, dass er auch auf die Universität gehen könnte.

Nick sagte: »Du solltest mit Audley Stratton reden. Ihn um Rat fragen. Er kann dir viel über die Royal Air Force erzählen.«

»O ja, Martyn«, stimmte Sybil zu. »Er ist ein hohes Tier drüben auf dem Manston Airfield.« Sie beugte sich näher zu ihrem Mann. »Ist alles in Ordnung mit dir, mein Lieber?«

»Mir geht es bestens.«

»Alles ziemlich beängstigend, oder?«

Nick fragte sich laut, ob Stratton zurzeit wohl sehr beschäftigt war, bei allem, was gerade vor sich ging.

»Nie zu beschäftigt für ein Gläschen Port«, entgegnete Sybil. »Und was Angela, seine Frau, betrifft: Sie beschäftigt sich mit so vielen Dingen, die man sich kaum vorstellen kann.«

Als sie Dämmerung über den ersten Kriegsabend hereinbrach, spazierten Eliza und Nick durch die Terrassentür, über den Rasen, wandten sich nach rechts, bogen um die Ecke des Stour-Flügels und setzten sich auf die grasbewachsenen Stufen der zugewucherten Terrasse, von der aus man auf den kleinen Fluss blicken konnte. Das Kräuseln des flachen, langsam dahinfließenden Wassers fing das letzte Sonnenlicht ein, während sich der Himmel von blassblau zu indigoblau zu marineblau verfärbte. Die ersten Sterne blinzelten ihnen scheu vom westlichen Horizont aus zu. Der Mond, eine dünne silberne Sichel, stieg über den flachen Feldern auf. Die Bienen waren nach Hause geflogen und hatten winzigen braunen Motten Platz gemacht. Die Brise, die ihnen vom Fluss entgegenwehte, war kühl. Sie zitterte. Nick legte ihr sein Jackett um die Schultern.

»Wie gefällt dir diese Aussicht?«

»Sie hat mir schon immer gefallen«, sagte sie. »Der ganze Ort hier hat – oh, hör mal!«

Der gedämpfte Ruf einer Eule erklang aus dem Dickicht am anderen Ufer des Flusses.

»Du könntest diesen Herrn jeden Abend hören, wenn du möchtest. Wenn er uns mit seiner Anwesenheit beehrt.«

»Was meinst du damit?«

»Pa hat mir gesagt, dass wir den Stour-Flügel haben können. Er muss natürlich erst hergerichtet werden. Neue Vorhänge, ein bisschen frische Farbe und so weiter. Die Terrasse muss vom Unkraut befreit, der Rasen gemäht werden. Was meinst du dazu? Unser eigenes kleines Reich. Und trotzdem hier in Forstall.«

Eliza spürte, wie ihre Zuneigung für Nick noch weiter wuchs. Als sie im Dämmerlicht in sein ernstes Gesicht blickte, wurde ihr, wie schon zuvor, als er um ihre Hand angehalten hatte, bewusst, wie sehr er sie brauchte.

»Du hast an alles gedacht«, sagte sie. »Du weißt, wie sehr ich Forstall liebe. Ich habe noch überhaupt nicht überlegt, wo wir wohnen werden. Seit heute Morgen hatte ich noch keine Sekunde Zeit zum Nachdenken – seit sich alles verändert hat.« Sie blickte über ihre Schulter zu den dunklen, verstaubten Fenstern des leer stehenden zweistöckigen Flügels, der nach dem Fluss benannt war, der an ihm vorbeifloss. »Es wäre wirklich schön, hier zu wohnen.«

»Und wir werden glücklich sein. Wir können unsere eigene Küche einrichten und so.« Nick legte ihr seinen Arm um die Schultern und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Was immer da draußen passiert – das hier ist unsere Heimat ...«

»Hey, ihr zwei – ihr seid noch nicht verheiratet, also könnt ihr mit dem Quatsch aufhören!« Martyn kam um die Hausecke und schwenkte eine Flasche Brandy und Gläser. Er sprang die Stufen hinauf, ließ sich neben Nick fallen und nötigte ihn, ein Stück zu rutschen.

»Ich werde euch nicht in Ruhe lassen, das könnt ihr vergessen«, neckte er sie. »Die Alten reden wieder über 1914, deshalb dachte ich, ich haue lieber ab und mopse eine von Morris' besten Flaschen.«

»Es war gut, dass du dich aus dem Staub gemacht hast«, meinte Nick. »Also los, schenk uns was von dem Zeug ein.«

Martyn verteilte die Gläser. »Ich habe schon Strattons Telefonnummer aus Onkel Morris rausgequetscht. Ich brauche unbedingt Insider-Infos über die Ausbildung. Das heißt, wie lange sie dauert und wann zum Teufel ich endlich anfangen kann.«

»Langsam, langsam«, warnte Eliza. »Denk an Maman. Sie wird nicht wollen, dass du gerade jetzt von zu Hause weggehst, und schon gar nicht, dass du Spitfires fliegst.«

Nick kicherte. »Weißt du, warum Ma so gereizt reagiert, wenn Strattons Name fällt?«, fragte er. »Weil sie glaubt, Angela hätte ein Auge auf Pa geworfen. Erinnerst du dich, als wir an Weihnachten vor zwei Jahren Verstecken gespielt haben? Ich habe die beiden zusammen oben in der Abstellkammer gefunden und es allen verkündet. Kam nicht so gut an.«

»Warum verhalten sich Erwachsene nie wie Erwachsene?«, fragte Martyn.

»Das denkst du nur, weil du kein Erwachsener bist«, versicherte Eliza ihm.

»Oh, hör endlich auf, darauf herumzureiten. Ich bin kein Kleinkind mehr. Im Frühjahr werde ich achtzehn und bin dann berechtigt, für mein Land zu sterben. Das ist erwachsen genug, oder?«

Eliza verstummte, rot vor Scham. »Tut mir leid, Martyn.«

Die Eule am anderen Ufer wiederholte ihren Ruf. Eliza erschauerte, als sie den klagenden Laut hörte.

»Was wirst du nun tun?«, fragte Martyn. Wie immer hatte er ihr sofort verziehen. »Jetzt, wo wir im Krieg sind.«

»Lass mich kurz überlegen!« Sie tat so, als sei sie zu genervt, um die Stimmung aufzuheitern. »Ich habe mich gerade verlobt. Und ich will erst sehen, wie die Uniformen aussehen.« Sie lachte. »Aber ja, ich will ganz sicher etwas tun. Etwas bewegen. Ich habe zum Glück meine Büroausbildung.«

Nick legte einen Arm um ihre Schulter. »Na bitte. Sie werden Unterstützung von Leuten

wie dir brauchen, in irgendeinem Büro.«

»Irgendetwas sagt mir, große Schwester, dass dir das nicht reichen wird«, meinte Martyn. »Aber egal, was passiert, ich werde immer auf dich aufpassen.«

Eliza, die den plötzlich gereiften Blick ihres Bruders auf sich ruhen spürte, war beeindruckt, wie gut er sie kannte.

Er räusperte sich. »Ich bringe einen Toast auf die Zukunft aus. Auf uns alle. Viel Glück jedem von uns.«

Drei Kristallgläser klirrten aneinander, während die Dunkelheit sich über sie senkte, und sie nahmen einen tiefen Schluck.

Eliza beobachtete, wie die sirupartige Flüssigkeit an der Innenseite des Glases haften blieb, nahm noch einen Schluck und brachte ihren eigenen stummen Toast aus. Dies war das Ende des Friedens für ihr Land, aber der Anfang ihres neuen Lebens.

# Drei

Eliza wurde von der klagenden Stimme einer längst verstorbenen Sängerin geweckt, die vom Grammophon ihrer Maman zu ihr heraufdrang. Ihre Nase war eiskalt, obwohl sie sich die Decke über den Kopf gezogen hatte. Der Quilt, den ihre Mutter aus französischen Stoffen für sie genäht hatte, war dick und schwer, aber sie hatte ihre Bettsocken während der Nacht verloren und ihre Zehen schmerzten vor Kälte. Die Wärmflasche in ihrem Rücken war längst schon kalt.

Sie streifte ihre Socken wieder über, warf sich rasch ihren Morgenmantel über, zog die Vorhänge auf und öffnete dem frostigen Morgen die Fensterläden. Von ihrem Fenster aus konnte sie die mittelalterliche Silhouette der Stadt sehen, ein Durcheinander von schiefen Dächern, ein verwirrendes Labyrinth, über das die Kathedrale blass in den grauen Himmel aufragte. Wo auch immer Eliza in Canterbury war, wurde ihr Blick von ihr angezogen, von ihrer Pracht, die Geschichten aus Hunderten von Jahren erzählte. An jedem Morgen ihres Lebens war sie dort vor ihrem Fenster und wachte über sie, ein Kompass im Zentrum von allem. Obwohl sie wegen des Krieges mit Sandsäcken verbarrikadiert und ihrer Schätze entledigt war, wirkte die Kathedrale so stattlich und unerschütterlich wie eh und je. Aber heute, in dem farblosen Licht des Wintermorgens, durch den Dunst der Kohlefeuer, wirkte sie weiter entfernt, ihre Konturen und Schatten verschwommener.

Sie war von dem Ausblick aus ihrem Fenster schon viel zu lange verwöhnt worden, aber bald würde sie einen neuen Ausblick vor ihrem Fenster haben. Sie eilte die Treppe hinunter in die Wärme der Küche, wo sie der Duft von frischem, knusprigem Toast empfing.

Martyn verzehrte geräuschvoll eine Scheibe, während er langsam die Seiten der Zeitung umblätterte, die er vor sich auf dem Küchentisch ausgebreitet hatte. Mathilde goss Tee auf.

»Guten Morgen, mein Schatz«, sagte sie, als Eliza, sich auf ihren Stuhl setzte. »Du siehst aus, als hättest du gut geschlafen. Das wird ein hektischer Tag heute. Wann holt Nicholas dich ab?«

»Um zehn.« Eliza griff nach der Teekanne.

In der Stube kam die Schallplatte zu einem leidenschaftlichen Ende, und die Nadel hüpfte über die Rillen.

»Dann solltest du dich besser beeilen.« Martyn sammelte geistesabwesend Krümel von der Zeitung. »Es ist schon fast neun. Ah, das heißt, jetzt, wo deine Schallplatte zu Ende ist, können wir die Nachrichten einschalten.«

Er griff hinter sich und schaltete das Radio auf der Anrichte ein.

»O Martyn, es passiert im Moment überhaupt nichts«, beschwerte sich Mathilde, während sie die Teller zum Spülbecken trug. »Müssen wir unseren Morgen wirklich damit ruinieren?«

»Es wird langsam richtig interessant in Finnland«, entgegnete er, um sie zu überzeugen. Als die Nachrichten vorbei waren, lehnte sich Eliza in ihrem Stuhl zurück, den Rücken zum warmen Ofen, trank ihren Tee und hörte zufrieden zu, wie ihre Mutter und ihr

Bruder über das Schicksal Polens diskutierten. Sie sah sich in der Küche um und blickte hinaus in den Flur des kleinen Reihenhauses, das Morris Staveley für ihre Mutter gekauft hatte. Seit ihr Vater 1923 gestorben war, die Lungen vom Gas zerfressen, war es ihr Heim. Doch so nett und großzügig es auch von Morris gewesen war, für ein Dach über ihrem Kopf zu sorgen, hing Richard Pipers Tod doch immer noch wie eine dunkle Wolke über ihnen. Eliza war noch ganz klein gewesen, als er gestorben war. Wenn von ihm gesprochen wurde, schloss sie die Augen und versuchte, sich an ihn zu erinnern. Aber er war nur ein Fragment, ein Mythos.

Mathilde hatte ihnen ein Nest hier bereitet: Eliza war gerade drei Jahre alt gewesen, Martyn noch ein Baby. Sie hatte das Haus, das gute siebzig Jahre zuvor auf dem Grundstück eines längst verschwundenen Klosters gebaut worden war, gemütlich eingerichtet, mit flandrischer Spitze und rot karierten Tischtüchern. Die Teppiche waren ziemlich verschlissen, die einst tiefblaue Tapete in der Stube war verblasst und hatte die Farbe eines, wie Mathilde ihnen gesagt hatte, pikardischen Sommerhimmels angenommen. Eliza liebte die verblichenen Kaffeehausgardinen, die Holzmöbel und den allzeit gegenwärtigen Lavendelduft auf der Treppe.

Die Nachbarn nannten Mathilde Madame (nicht unfreundlich), weil sie darauf bestand, zu Hause nur französisch mit Eliza und Martyn zu sprechen. Die Kinder hatten ein böses Erwachen, als sie in die Schule kamen und plötzlich Englisch lernen mussten.

Die Nachrichten im Radio waren inzwischen von einer leichten Swing-Melodie abgelöst worden, und Eliza ließ ihren Blick von dem munteren, immer noch irrwitzig jungen Gesicht ihres Bruders zum Gesicht ihrer Mutter wandern, das angespannt und defensiv wirkte. Als ihr ihre eigene Realität plötzlich wieder bewusst wurde, zuckte sie kurz zusammen. Sie würde Nick am Neujahrstag heiraten. Sie würde Nunnery Fields verlassen und nach Forstall Manor ziehen, ihr zweites, gleichermaßen geliebtes Zuhause.

Den Herbst über hatte sie viele Wochenenden damit verbracht, mit Nick die Zimmer im Stour-Flügel zu streichen und Möbel herumzuschieben. Sie hatte Fenster geputzt und Fußböden gewischt. Sybil hatte aus allem, was sie in ihrer Restekiste gefunden hatte, Vorhänge genäht und einen entzückenden Stilmix geschaffen. Martyn hatte ein neues Bett angekarrt, Nicks und ihr erstes Hochzeitsgeschenk, und der altertümliche Herd in der Küche des Stour-Flügels war zum ersten Mal seit einem Jahrzehnt wieder in Betrieb genommen worden.

Und an diesem Samstagmorgen Anfang Dezember würde Nick kommen und so viele wie möglich von Elizas Besitztümern in sein Auto laden, Dinge, die sie in den kommenden Wochen nicht brauchen würde. Dann würde er sie zu dem Herrenhaus bringen, damit sie anfangen konnte, ihr neues Heim einzurichten.

»Schade, dass ihr beiden nicht mit mir dorthin ziehen könnt«, sagte sie.

Mathilde und Martyn drehten sich beide zu ihr und sahen sie verdutzt an.

»Ich kann mir nicht vorstellen, jeden Morgen von Forstall aus zur Schule zu latschen«, meinte Martyn. »Du weißt, was ich über die endlos lange Busfahrt denke – und was ist mit meinen Freunden? Obwohl ich natürlich zugeben muss, dass es näher an Manston liegt.«

»Oh, du und deine geliebte Air Force«, seufzte Mathilde. »Ich kann mir wirklich nicht

vorstellen, dass sie dich brauchen. Überleg doch mal.« Sie deutete auf das Radio. »Das alles passiert tausend Meilen von hier entfernt in Skandinavien ...«

»Ich werde unser Haus vermissen«, sagte Eliza leise.

Und sie würde auch sie vermissen. Tränen brannten in ihren Augen und sie sah sich rasch in der Küche um, um sich abzulenken. Ihr Blick blieb an den Orden ihres Vaters hängen, die über dem Kaminsims an der Wand funkelten.

»Wir werden dich vermissen, Eliza.« Die Stimme ihrer Mutter war weich, ihr »s« klang tröstlich und süß.

»Kann schon sein«, meinte Martyn und warf einen Blick auf seine Uhr. »Aber du musst dich jetzt wirklich beeilen, wenn du rechtzeitig fertig sein willst. Du weißt, wie Nick ist.«

Sie mussten die schmale Treppe einige Male hinauf- und hinuntersteigen, bis sie alle Kisten und Elizas Koffer zum Auto getragen hatten, das nun, wie Nick ziemlich humorlos feststellte, aus allen Nähten platzte. Er war nicht sonderlich begeistert davon gewesen, dass Eliza bei seiner Ankunft gerade erst dabei war, sich anzuziehen, und ihre Kisten noch nicht verschlossen und mit Schnüren zugebunden waren, wie er es erwartet hatte.

»Mach dir nichts draus, alter Junge.« Martyn lehnte vor dem Haus an der Wand und fischte seine Zigaretten aus seiner Brusttasche. »Rauch ´ne Kippe und trink ´ne Tasse Tee, solange sie sich fertig macht.«

»Ich würde lieber gleich los.« Nick sprach ungewohnt ernst mit Martyn. »Ich erwarte um die Mittagszeit einen wichtigen Anruf. Der Mann von der Hopfenbörse ruft an, um uns ihr Gebot für unsere erwartete Quote nächstes Jahr mitzuteilen.«

»Am Samstag?« Eliza hielt vorsichtig seine Hand und schüttelte sie leicht.

»Tatsächlich?«

»Sie arbeiten zurzeit rund um die Uhr.«

»Ist doch klar.« Martyn grinste breit, während er sich seine Zigarette ansteckte. »Es herrscht Krieg.«

Endlich erschien ein Lächeln auf Nicks Gesicht. Er nahm Elizas Hand und küsste sie schnell. »Tut mir leid, ich habe nur unheimlich viel zu tun.«

»Da hast du recht«, sagte Martyn. »Immerhin heiratest du in weniger als einem Monat meine Schwester.«

Nick lachte. »Und unter all diesen dringlichen Aufgaben ist die allerwichtigste, meine zukünftige Frau zusammen mit ihrer ziemlich umfangreichen Aussteuer zu ihrem neuen Zuhause zu kutschieren.«

»In der Kanne ist noch Tee, wenn du willst, Nick. Wenn nicht, verabschieden wir uns jetzt besser. Es ist zu kalt, um hier auf dem Gehsteig herumzustehen«, meinte Mathilde.

»Ich werde morgen Abend zurück sein, Maman.« Eliza stieg ins Auto. Sie war plötzlich ganz aufgekratzt. Die meisten ihrer Besitztümer befanden sich auf Nicks Rückbank und im Kofferraum – es war ihr erster aufregender Schritt in ihr neues Leben.

»Ja, ich bringe sie rechtzeitig zum Abendessen zurück«, versprach Nick.

Als er Mathilde zum Abschied auf die Wange küsste und Martyn die Hand schüttelte, spürte Eliza kurz Ärger aufwallen. Er hatte sie immer noch nicht zur Begrüßung geküsst.

Nick fuhr in westlicher Richtung auf der Littlebourne Road aus der Stadt hinaus, und sie

ließen die Straßen und die Rauchschwaden der Kohlefeuer hinter sich. Bald schon düsten sie auf der kerzengeraden Straße zwischen den flachen, im Winterschlaf liegenden Feldern dahin. Eliza fand, dass der Raureif, der die Felder, das abgestorbene Gras und die Zäune bedeckte, hübsch aussah. Der morgendliche Dunst hatte sich gehoben, nun strahlte die Sonne und ließ die Eiskristalle auf der Straße vor ihnen glitzern. Sie schirmte ihre Augen ab. Schilfhalme markierten die Lage der Entwässerungsgräben, die Rahmen in den Hopfengärten waren nackt und mit Frost überzogen. Sie warfen lange Schatten über die schlafende braune Landschaft.

»Verdammt kalt.« Eliza blies durch ihre gestrickten Handschuhe auf ihre Finger. »Ist die Straße vereist?«

»Ich glaube nicht.« Nick spähte durch die Windschutzscheibe nach vorn. »Die Sonne lässt es nur so aussehen. Das Eis ist inzwischen geschmolzen. Was du siehst, ist Wasser.« Er griff nach ihrer Hand und drückte sie, während er ihr einen kurzen Blick zuwarf. »Ich hätte eine Wärmflasche für deine Füße mitbringen sollen.«

Eliza lächelte zufrieden. »Ich bin so froh, dass du dich entschieden hast, an Neujahr zu heiraten«, sagte sie. »Erinnerst du dich an letztes Jahr, wie viel Schnee da lag? Und an das Schlittenfahren? Ich bin bestimmt zehnmal runtergefallen. Ich habe meine Mütze nie wieder gefunden.«

»War das an Neujahr? Bist du dir sicher?«

»Ganz sicher«, sagte Eliza. »Wir hatten eine wundervolle Zeit zusammen. Ich dachte, deshalb hättest du dieses Datum für unsere Hochzeit ausgewählt. Wegen seiner Bedeutung ...«

Nick blickte sie kurz an und lächelte nachsichtig. »Ah ...«

»Machst du dich über mich lustig?«

»Nein, nein.« Er war immer noch verwirrt. »Ich erinnere mich vor allem daran, dass ich später versucht habe, Martyn dazu zu bringen, ein Konterbier zu trinken nach seinem Exzess am Abend zuvor. Das tut ihm immer ganz gut.«

Eliza zuckte zusammen. Erinnernte er sich nicht mehr an das, was er zu ihr im Schnee gesagt hatte? Erinnernte er sich nicht daran, dass er ihr seine Liebe gestanden hatte? Für sie war das der Anfang von allem gewesen.

Sie warf einen raschen Blick auf sein Profil. Kurz stiegen Zweifel in ihr auf, die sie aber so schnell wieder verwarf, wie sie aufgetaucht waren. Es war albern. Wahrscheinlich hatte er andere Erinnerungen an sie, die ihm lieb und teuer waren, von denen sie aber nicht die leiseste Ahnung hatte.

Sie fuhren nun an Obstplantagen vorbei, auf einer Straße, die so gerade war, dass Eliza dachte, die Römer könnten sie gebaut haben. Nick beschleunigte.

»Wir brauchen uns nicht so zu beeilen, oder?«, fragte Eliza. »Es kann nicht später als halb zwölf sein.«

»Ich muss schnell wieder zurück. Dieser Anruf ist wirklich wichtig und ich will an meinem Schreibtisch sitzen und bereit sein, wenn das Telefon klingelt. Verstehst du, wir wollen weiterhin unsere eigene Brauerei versorgen, aber gleichzeitig wollen wir unseren Umsatz steigern, indem wir Hopfen verkaufen. Ich darf die Gelegenheit nicht verpassen, mit diesem Gentleman zu sprechen.« Er machte eine Pause und warf ihr einen Blick zu.

»Es tut mir leid, dass ich vorhin so gereizt war.«

»Schon in Ordnung.«

»Ich stehe bei der Arbeit ziemlich unter Druck im Moment, das ist alles. Aber sie rationieren das Bier nicht, was ein Segen ist. Die Nation bei Laune halten und so weiter.«

»Wie geht es deinen Eltern?«, fragte sie, erleichtert über seine Entschuldigung, mit der er ihre Laune gehoben hatte. »Was war auf Forstall so los diese Woche?«

»Lass mich überlegen.« Nick schirmte seine Augen mit einer Hand gegen das grelle Sonnenlicht ab. »Ma war damit beschäftigt, deine Speisekammer zu füllen und hat deine Tischwäsche ergänzt, wie sie mir erzählt hat. Pa hat in unserem Teil des Gartens Lampen installiert. Es sieht jetzt nicht nach viel aus, aber wenn der Frühling kommt, bin ich mir sicher, dass ...«

In diesem Moment rutschte Nicks Hand vom Steuer ab und das Auto drehte sich abrupt nach links.

»Eis! Eis!«, schrie er.

Eliza hatte keine Zeit zu reagieren, zu schreien oder auch nur zu begreifen, was passierte. Vor ihr tauchten eine grasbewachsene Böschung und ein dicker Zaunpfahl auf. Aber dieser überraschende Anblick änderte sich so schnell, wie er gekommen war. Der Wagen drehte sich in einer seltsam brutalen und tollkühnen Weise weiter. Sie wurde gegen die Tür geschleudert und von der Fliehkraft dort gehalten, während die Straße wieder vor ihren Augen auftauchte, dann wieder die Böschung. In ihren Ohren gelten Schreie und Nicks entsetzte Flüche, als seine Seite des Wagens mit einem widerlichen Knirschen von Metall, Holz und Fleisch gegen den Zaunpfahl krachte.

Außerhalb des Autos herrschte Stille, leere, weiße Stille. Drinnen war ein merkwürdiges Knacken vom Motor zu hören und das Geräusch panischen Atmens. Eliza öffnete ihre Augen und erblickte eine schräge Welt, deren Himmel nicht dort war, wo sie ihn erwartet hatte. Die von Reif überzogene Böschung war über ihrem Gesicht, und ihre Knie klemmten auf irrwitzige, schmerzhaft Weise unter ihrem Kinn. Sie versuchte, einzuatmen, aber ihr Brustkorb war eingeklemmt. Panik überkam sie. Eine ihrer Schachteln auf der Rückbank war aufgegangen und die Überbleibsel ihrer Kindheit, ihres Leben bis zu diesem Moment – Bücher, Schallplatten, ihre drei Porzellanrehe, die mit einer Kette verbunden und wie durch ein Wunder unversehrt geblieben waren – lagen um sie herum verteilt. In der langen, leeren Stille starrte sie wie hypnotisiert auf das Cover von Jane Eyre, das vor ihrer Nase zum Liegen gekommen war. Sie hatte gerade erst angefangen, das Buch zu lesen; sie hatte das Gefühl gehabt, dass es an der Zeit war, es lesen zu müssen. In ihrem Alter. Sie fragte sich, ob sie jemals herausfinden würde, wie es endete.

Und dann wagte sie es, über das Buch hinwegzublicken. Nick lag schwer auf ihren verdrehten Beinen, ein totes Gewicht, der untere Teil seines Körpers mit den Eingeweiden des Wagens verwickelt. Wie die Welt außerhalb des Autos war auch er völlig still. Ihr wurde bewusst, dass das panische Atmen ihr eigenes gewesen war. Sie streckte ihre Hand aus und legte sie auf Nicks Kopf. Ein feines Rinnsal aus Blut lief an seiner Schläfe hinunter. Sie fing an, sehr schnell und sehr laut auf ihn einzureden. Sie forderte ihn auf, aufzuwachen, sie anzusehen, etwas zu sagen.

Die Stille der Straße, der Landschaft draußen lag schwer über dem Wagen. Eine Welle eiskalter Panik überlief sie. Das war's. Keiner würde sie finden. Doch plötzlich hörte sie irgendwo in der Stille das leise Brummen eines Motors. Es wurde lauter, der Motor heulte auf und knallte, bevor er stotternd erstarb. Es folgte ein mechanisches Klicken, dann Schritte auf der sandigen Straße. Eliza beobachtete benommen, wie ein Schatten vor der gesprungenen Frontscheibe vorbeiglitt. Wie hübsch die Sonne durch das von Rissen überzogene Glas aussah; wie ein Stück gezacktes Gold. Die Tür, gegen die sie gepresst war, bewegte sich kurz, und sie schrie auf, voller Angst, dass es wieder von vorne anfangen würde, dass diese Bewegung, dieses Drehen und Krachen, wieder von Neuem losgehen würde. Da war der Schatten, ein Mann, der beharrlich versuchte, die Tür zu öffnen.

»Geht es Ihnen gut?«

Sie öffnete den Mund, aber heraus kamen nur wortlose Schreie voller Angst und Schmerz. Der Schattenmann schlug auf das Fenster ein, bis die eisige Luft ihren Kopf erreichte und Glasscherben auf ihren Schultern verteilt lagen. Einen Moment lang war sie still, dann fing sie wieder an zu schreien. Sie versuchte, ihren Kopf zu drehen, um ihre Verwünschungen gegen den Mann zu richten.

Er nahm seine Schutzbrille ab, zog seine Handschuhe aus, streckte seinen Arm ins Auto und presste seine kalten Finger gegen ihren Hals. Er wartete. Seine Augen, die das außergewöhnlichste Grün hatten, das sie je gesehen hatte, wie der Grund eines tiefen Flussbetts, blickten zum Horizont, während er sich konzentrierte.

»Es geht Ihnen gut. Aber bewegen Sie sich noch nicht. Halten Sie ganz still. Ich fasse jetzt hinter Sie, um seinen Puls zu fühlen. Sprechen Sie Englisch?«

»Natürlich spreche ich Englisch«, stieß sie hervor. »Was für eine blöde Frage.«

Der Fremde konzentrierte sich eine Weile auf Nick, und als er sich über Eliza beugte, strahlte eine belebende Wärme von seinem Körper auf ihren ab, und der Duft von Leder stieg ihr in die Nase, berauschend und süß. Sie betrachtete seine Gesichtszüge und verspürte eine merkwürdige Mischung aus Abscheu und Anziehung. Seine Nase war unglaublich gerade, seine Augenbrauen dunkel und spöttisch, seine Wangen zeugten davon, dass er einst sehr schlechte Haut gehabt hatte.

»Retten Sie uns?«, fragte sie mit schwacher Stimme.

»Ich muss Sie erst da rauskriegen, und dann Ihren Mann.«

»Er ist nicht mein ...«

»Ah.« Der Fremde blickte ihr zum ersten Mal in die Augen. »Sie sprechen also tatsächlich englisch.«

Eliza spürte, wie er sie von hinten umfasste und vorsichtig aus dem Wagen zog.

»Ich lasse ihn nicht allein.«

»Sie müssen aber.«

»Ich muss nicht tun, was Sie sagen.«

»O doch, das müssen Sie.«

Als ob sie so leicht wie eine Feder wäre, zog sie der Fremde aus dem zerbeulten Wagen und legte sie vorsichtig auf der Böschung ab. Er fand eine Decke unter ihren Besitztümern und wickelte sie darin ein. Sie hatte ihre Schuhe verloren und der Fremde

rieb ihre kalten, nur in Socken steckenden Füße, bevor er sie unter die Decke schob.

»Diese Füße, so lang und schmal«, murmelte er, und sie fragte sich, ob er dachte, sie könne ihn nicht hören. Sie konnte seine zärtliche Berührung immer noch auf ihrer Haut spüren, und sie wärmte sie wie Balsam.

Nick lag vollkommen still. »Er hat sich nicht bewegt«, sagte sie.

Der Fremde erklärte ihr, dass er ungefähr eine halbe Meile entfernt an einer Notrufsäule vorbeigekommen war und dass er auf seinem Motorrad dorthin fahren, einen Krankenwagen rufen und bevor sie sich's versah wieder zurück sein würde. Während er dafür gesorgt hatte, dass Eliza es bequem hatte, schien er nicht in Eile gewesen zu sein, aber nun rannte er zu seinem Motorrad und raste mit hoher Geschwindigkeit in die Richtung davon, aus der er gekommen war. Innerhalb eines Augenblicks war er verschwunden.

Vielleicht dauerte es zehn Minuten, vielleicht aber auch zehn Stunden. Eliza lag zusammengerollt auf dem kalten Boden unter der Decke und lauschte dem Klicken des sich abkühlenden Motors und einem leisen Tropfen von Flüssigkeit – Wasser, Öl oder vielleicht Benzin? Sie fühlte, wie ein neuer Schmerz sich um ihre Rippen ausbreitete, aber als der Fremde sie gebeten hatte, ihre Zehen zu bewegen und seine Hand zu drücken, schien er erleichtert gewesen zu sein, dass sie beides geschafft hatte. Aber was war mit Nick? Er war seit dem Unfall nicht aufgewacht.

Nach ein paar merkwürdigen Augenblicken, in denen ihr Kopf völlig leer zu sein schien, nahm sie all ihre Kraft zusammen und setzte sich auf. Sie hielt ihren Blick auf Nick gerichtet und rief: »Nick! Warum hat er mich gefragt, ob ich Englisch sprechen kann?« Laut zu reden beruhigte sie, es bewies ihr, dass sie immer noch am Leben war. »Hast du das gehört, Nick? Vielleicht ist er ein wenig verrückt. Oh, er kommt zurück. Ich glaube, ich kann es hören. Kannst du das Motorrad hören, Nick? Sag mir, dass du es hören kannst ...«

Das Nächste, was sie mitbekam, war, dass sie von sanften, warmen Armen, die in weichem Leder steckten, umschlossen und vom Boden hochgehoben wurde. Ein Gefühl tiefsten Trostes, wie sie es noch nie verspürt hatte, breitete sich in ihr aus und schenkte ihr Ruhe. Sie kniff die Augen zusammen und blickte hinauf in das Gesicht des Fremden. Er lächelte, ein strahlendes, offenes Lächeln.

»Sie sind wieder ohnmächtig geworden. Der Krankenwagen ist unterwegs. Liegen Sie einfach ganz still.«

»Warum haben Sie gefragt, ob ich Engländerin bin?«

»Weil sie auf Französisch geschrien – und geflucht – haben, da dachte ich natürlich ...«

»Und mein Mann?«

»Sie haben mir gesagt, er sei nicht Ihr Mann.«

»Er wird es bald sein.« Sie blickte hinüber zu dem Autowrack und sah, dass Nick seinen Kopf gedreht hatte. Seine Augen, die jetzt geöffnet waren, fixierten sie, starr vor Schock.

»Er ist bei Bewusstsein«, sagte der Mann. »Und er ist in der Lage zu sprechen.«

Eliza rief Nick zu, dass er sich keine Sorgen machen brauche, der Krankenwagen sei unterwegs. Sie bat ihn, nur noch ein bisschen länger durchzuhalten.

Aber Nick starrte sie einfach weiter an, ohne etwas zu sagen. Ab und zu blinzelte er und bewegte, stöhnend vor Schmerz, seine Schultern. Sein Blick schnellte von Eliza zum

Gesicht des Fremden, in dessen Armen sie lag, dann wieder zurück zu ihr. Er sah verwirrt aus, seine Augen waren voller Fragen.

Jetzt kaufen und weiterlesen

[www.weltbild.de/artikel/ebook/sterne-ueber-dunklen-wegen\\_23482464-1](http://www.weltbild.de/artikel/ebook/sterne-ueber-dunklen-wegen_23482464-1)

LORETTA HILL



**KÜSSEN  
KANN MAN NICHT  
VERLERNEN**

Weltbild

# Kapitel 1

»Wir würden dich gern nach Pilbara schicken.«

O nein. »Äh ... Pilbara?« War das nicht irgendeine heiße, staubig-rote Einöde mitten im Busch? Lena verschränkte unruhig die Hände auf ihrem Schoß und bemerkte selbst in ihrem benommenen Zustand, dass ihr Nagellack abgeblättert war.

Verdammt.

»Ja, nach Cape Lambert, um genau zu sein«, fuhr ihr Chef Ivan fort.

Konzentrier dich.

»Ah, okay.« Lena strich sich den cremefarbenen Rock glatt und sah Ivan mit einem, wie sie hoffte, klugen und interessierten Gesichtsausdruck an. »Ich habe von dem Projekt gehört, das wir dort laufen haben. Hört sich ziemlich groß an.«

Das stimmte. Es war eines der größten Projekte, das Barnes Incorporated in diesem Jahr angenommen hatte. Eigentlich sollte Lena sich geehrt fühlen, dafür ausgewählt worden zu sein. Doch das tat sie nicht.

Nicht einmal ein bisschen.

Das Outback würdigte man am Australia Day, oder vielleicht bei einem Besuch im Perth Museum. Aber dort leben? Niemals. Sie gehörte in die Stadt. Sie mochte die Clubs. Und sie liebte Shopping.

Konnte sie ihre Fähigkeiten nicht hier unter Beweis stellen?

Ivan schob die Unterlagen auf seinem Schreibtisch zu einem ordentlichen Stapel zusammen. »Wir glauben, dass so eine Erfahrung deine Kenntnisse über Baustellen erweitern wird, vor allem, wo du gerade von der Uni kommst. Das gehört zu den unerlässlichen Voraussetzungen für einen guten Ingenieur. Würde dich die Stelle interessieren?«

Lena kribbelte es am ganzen Körper, als ihr die Bedeutung dieser Frage bewusst wurde.

Es war ein Test. Er wollte wissen, ob sie es mit ihrer Karriere ernst meinte.

»Ja. Ja, sie würde mich schon interessieren.«

Um Gottes willen, sei überzeugender.

Sie räusperte sich und warf ihre dunkelblonde Mähne zurück. »Es ist mir sehr wichtig, hier mein Bestes zu geben, Ivan.«

»Freut mich zu hören.«

O Gott. Der Tonfall. Lena hörte nicht zum ersten Mal diese ganz bestimmte Mischung aus Herablassung und Sarkasmus in der Stimme eines Gegenübers. Im Grunde passierte ihr das oft. Schon an ihrem ersten Tag hier, als sie in ihrem roten Kostüm erschienen war, das ihr immer Glück brachte. Und in der ersten Besprechung, als sie ihr türkisfarbenes Smartphone auf den Tisch neben ihr Notizbuch legte. Wo lag das Problem bei Ingenieuren und Mode? Hatte sie etwa an der Uni die Regel nicht mitbekommen, die bunte Farben und hochwertige Accessoires untersagte?

Lena stöhnte innerlich. Sie hatte vieles in den vier Jahren an der Uni nicht mitbekommen. Erst im dritten Jahr hatte sie überhaupt verstanden, dass sie zum

Studieren da war und nicht zum Feiern. Eigentlich waren ihre Eltern daran schuld, was schickten sie sie auch auf eine strenge Privatschule für Mädchen? Kein Wunder, dass sie sich einfach mal gehen lassen wollte, als sie da raus war. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Und ... äh ... wie lange soll ich dort bleiben?«

»Erst einmal für drei Monate.«

Erst einmal!

Lena schluckte. Sie hatte von anderen gehört, die dorthin versetzt worden waren. Sie kamen nie mehr zurück. Das Outback war wie das Bermudadreieck. Es verschluckte einen, und schon bald wussten die Leute in der Stadt nicht mehr, wo man lebte oder was aus einem geworden war. Sie würde all ihre Freunde zurücklassen. Die Partys würden ohne sie steigen. Niemand, der von seinem Cocktail aufsaß, um zu fragen, wo sie steckte. Niemand, der zur Tür schaute, um zu sehen, ob sie hereingekommen war. Die triste Szene vor ihrem inneren Auge schwenkte auf sie selbst, wie sie in verdreckter Kleidung unter einem Eukalyptusbaum saß und sich gegen die tropische Hitze Luft zufächelte. Ihre Haare bis zur Unkenntlichkeit zerzaust und vom heißen Klima aufgebauscht. Unbewusst zog Lena an ein paar Strähnen hinter ihrem Ohr.

»Alles in Ordnung?«

»Ja, ja, sicher.« Doch ihre Kehle war wie zugeschnürt, als sie Ivans Gesicht wieder deutlich vor sich erkannte. Sie wusste, dass sie nicht ablehnen konnte. Das hier war der Moment, in dem alle damit rechneten, dass sie versagte, das Handtuch warf, sich als ungeeignet für den von ihr gewählten Beruf erwies.

Aber ich schaffe das! Ihre Entschlossenheit stärkte ihr den Rücken, und sie setzte sich aufrechter hin. Sie musste zu viel beweisen – mehr als die anderen Ingenieure, die keine Röcke und Haarspängchen trugen. Sie konnte ebenso gut sein wie sie, und das war ihre Chance, es ihnen zu zeigen. Also verzog sie ihre Lippen zu einem entzückenden Lipgloss-Lächeln.

»Wann soll ich anfangen?«

»Sofort. Lass dir von Megan einen Flug buchen.« Lena biss sich auf die Lippe. Wie sie Ivans unbarmherzige und geringschätzig Art hasste. Sie versuchte, noch etwas Zeit herauszuschlagen.

»Könnte ich noch ein paar Tage bekommen, um ein paar Sachen zu regeln?« Der Ausverkauf bei Myer Stocktale war noch nicht vorbei, und sie wollte sich vor ihrer Abreise auch noch einmal mit all ihren Freunden treffen – vielleicht sogar eine ihrer legendären Partys in ihrem Lieblingsclub schmeißen.

Ivan sah sie skeptisch an. »Okay, dann am Montag.«

An seinen zusammengepressten Lippen erkannte sie, dass sie ihr Glück nicht weiter herausfordern sollte. »Perfekt.«

Mit weichen Knien ging sie zurück zu ihrem Schreibtisch. Sie musste sich an der Tischplatte festhalten, als sie sich auf ihren Stuhl sinken ließ.

Was habe ich getan?

Sie griff nach ihrer Maus, und der Barnes-Inc.-Bildschirmschoner verschwand von ihrem Monitor. Eine neue Nachricht von Robyn wartete auf sie.

Re: Heute Abend essen bei Il Ciao?

Lena nahm ihr Handy und tippte den Namen ihrer besten Freundin ein.

»Hi. Hast du meine Mail bekommen?«

»Ja, hab ich. Heute Abend geht klar«, erklärte Lena schnell und sah sich um, ob einer ihrer Kollegen in Hörweite war. Niemand war zu sehen, aber sie senkte ihre Stimme trotzdem.

»Es ist etwas Furchtbares passiert.«

Robyn stockte der Atem. »Du hast deinen roten Samtmantel ruiniert.«

Lena rollte mit den Augen. »So schlimm ist es nicht.«

Kurze Stille und dann noch ein hörbarer Atemzug. »O mein Gott. Sie haben es herausgefunden.«

»Fast.« Lena biss im Versuch, die aufkommende Panik in Schach zu halten, die Zähne zusammen. »Sie werden es herausfinden.«

»Wie? Wann? Hast du es vermasselt?«

»Nein.« Lena schloss die Augen. »Wenn überhaupt, dann sind sie von mir beeindruckt, glaube ich. Ich meine, es sieht so aus. Sie schicken mich nach Pilbara.«

Robyn schnaubte. »Worum machst du dir dann Sorgen?«

»Hast du nicht zugehört? Sie schicken mich nach Pilbara, Robyn – in das Outback, ans Ende der Welt!«

Der Ernst der Situation dämmerte Robyn endlich, und sie klang atemlos. »O mein Gott. Du hast recht. Da draußen gehst du doch ein. Sag ihnen, dass du nicht gehst.«

»Das kann ich nicht.« Lena warf wieder einen Blick über die Trennwand ihres Arbeitsplatzes, um mögliche Mithörer zu ertappen. »Das gehört zu meiner Initiation. Sie wollen herausfinden, wo meine Grenzen liegen. Ich muss ihnen beweisen, dass ich das kann. Ich muss ihnen zeigen, dass ich eine gute Ingenieurin bin.«

»Oh, bitte! Wir wissen doch, dass du das bist.«

»Nein, das wissen wir nicht.« Lena hielt sich das Telefon so dicht an den Mund, dass ihre Lippen es berührten. »Verstehst du nicht, Robyn? Vielleicht ist es genau das Richtige.«

»Kein Leben, aber dafür einen tropischen Zyklon?« Robyns Stimme klang streng. »Das glaube ich kaum.«

»Da ist noch keine Saison für Zyklone.«

»Ist doch egal. Geh einfach nicht.«

»Ich muss aber.«

»Lena, das musst du nicht«, beharrte Robyn. »Niemand außer dir, mir und der intellektuell Gestörte wissen, was an der Uni passiert ist. Und seien wir mal ehrlich, er wird's bestimmt niemandem erzählen.«

»Dadurch wird es noch nicht wieder geradegebogen«, protestierte Lena. »Aber vielleicht durch das hier.«

Robyn seufzte resigniert. »Na gut, aber wenn du nach Pilbara gehst, dann nimm bloß nicht deinen roten Samtmantel mit.«

Der Flug nach Karratha war relativ kurz, und Lena vertrieb sich die Zeit mit einer Zeitschrift und Artikeln wie »Zehn Wege, um deinen Kleiderschrank für den Sommer